Die Schule des Willens.

Ein Beitrag zur Erziehungslehre

von

Adolf Helfferich.

Berlin 1858.

Verlag von Julius Springer.

Die Schule des Willens.

Ein Beitrag zur Erziehungslehre

von

Adolf Helfferich.

Berlin 1858.

Verlag von Julius Springer.

Daß es an der Zeit sei, unserer theoretischen Erziehung eine entschiedenere Richtung auf das Practische zu geben, darf, zunächst als frommer Wunsch, von der überwiegenden Mehrzahl Derer vorausgesetzt werden, die des Lehramtes warten. Ebensowohl die beschauliche, leicht in's Träumerische verfallende Natur der Deutschen, als einseitige Neigungen in der Wissenschaft wie im Leben verschuldeten eine übertriebene Geistesbildung, bei deren künstlich geschraubten Pflege das Gemüth so gut als leer ausging; und man wird es schon dieses Uebelstands wegen kaum weniger zu beklagen haben, daß Manche sich einbilden konnten, alle Seelenthätigkeit gehe in der Vorstellung auf, als daß Neuere an der menschlichen Leiblichkeit die Wechselseitigkeit von organischer Empfindung und organischer Bewegung, von Sinn und Trieb tilgen zu müssen wähnten.

In der Hauptsache beruht darauf eine mechanische Veräußerlichung aller natürlichen Vorgänge, wofür vereinzelte Stimmen sehr mit Unrecht die Leibniz'sche Monadenlehre verantwortlich machen wollten: einmal aber in der Theorie zur Geltung gekommen, blieb der Mechanismus auch an der Praxis hängen und leistete einer Weltanschauung Vorschub, welche die Wurzel des menschlichen Selbstbewußtseins, den freien Willen, läugnet. Das eigent-

lich Sittliche an der Gesittung verflüchtigte bis zum Verschwinden, war es auch nur darum, weil die Schule es der Kirche überlassen zu müssen glaubte, sich mit ihren Lehren da in's Mittel zu schlagen, wo jene für ihre erziehende und bildende Thätigkeit keinen natürlichen Boden in den Seelenvorgängen selbst zu haben behauptete. Könnte das Sittliche bloß gelehrt und nicht schon durch eine angemessene Pflege der betreffenden Seelenvermögen, wenn auch nur nach Stimmung und Richtung, anerzogen werden, so stände es höchst mißlich um den religiösen Unterricht, insofern seine Wirkung mehr oder weniger von zufälligen Umständen und insbesondere von der Empfänglichkeit des einzelnen Gemüthes für einen bestimmten Lehrinhalt abhinge. Dem ist jedoch glücklicher Weise nicht so: die practischen Lebensäußerungen des menschlichen Selbstbewußtseins sind einer unmittelbaren Erziehung ebensowohl bedürftig als fähig, und wer sie gehörig anzufassen und richtig zu behandeln versteht, kann mit derselben Zuversicht auf Erfolg rechnen, wie in Betreff der theoretischen Lehrgegenstände durch eine angemessene Methode. Allerwegen aber können sittliche Lehren nur in einem Boden gedeihen, der ordentlich durchgearbeitet und für ihre Aufnahme vorbereitet ist.

Das einzig zweckmäßige Verfahren besteht darin, die practischen Vermögen des Ich mit den theoretischen in's Gleichgewicht zu setzen und auf dem Wege den ganzen Menschen zu erziehen. Geist und Gemüth werden schon in unserer Sprache auf sinnige Weise einander entgegengesetzt, und während im Semitischen das Herz gleichmäßig als Organ für die practischen und

theoretischen Bethätigungen des Selbstbewußtseins aufgefaßt und demgemäß bezeichnet wird, unterscheiden die arischen Sprachen genau zwischen Kopf und Herz; wie es denn auch ganz unzweifelhaft feststeht, daß selbst die höchste theoretische Function, das Denken, als Erregung des Gehirns, umgekehrt das bis zur Leidenschaft entwickelte Gemüthsleben im Herzen empfunden wird. Nur so ist es möglich, daß dem, der das Herz auf dem rechten Flecke hat, auch der Kopf richtig sitzt, und einem gesunden Denkvermögen ein wohl organisirtes Gemüth entspricht.

Man kann es in der Hinsicht schon als einen vielversprechenden Anfang begrüßen, daß die Erziehung in ihre bildende Hand den leiblichen Stoff des Kindes nimmt und wie die Sinne zu stärken, so auch die Triebe zu entwickeln unternimmt. Ist die Turnkunst auch vorzugsweise darauf angewiesen, dem Triebleben zu seiner ganzen Spannkraft zu verhelfen, so läßt sich dies durchgreifend und nachhaltig doch nur dadurch erreichen, daß zugleich die Sinne im Zusammenhang mit den ihnen beigegebenen Bewegungsapparaten gekräftigt und geschärft werden. Angenommen nun, die dunkeln Regungen des Instinctes hätten sich im Selbstbewußtsein zum intelligenten Wollen abgeklärt, so wird auf dieser Stufe ein höherer Cursus des Turnens einzutreten, dabei aber das bereits Begonnene nur weiter fortzusetzen haben. Unter den theoretischen Vorgängen, die erzogen sein wollen, nimmt die Wahrnehmung die nächste, beziehungsweise niederste Stelle ein: es ist die erste Thathandlung des Ich, sich mit der an sich formlosen Empfindung zu einigen, und das Em-

pfundene in die Sphäre des Selbstbewußtseins erheben, heißt wahrnehmen. Das Erscheinende, das in der unmittelbaren Sinneserregung in's Unbestimmte zerfließt, erlangt durch das Hinzutreten der selbstbewußten, also nicht mehr bloß bewußten, Seele Bestand und Form. Den Empfindungen Gehalt und Dauer zu verleihen, muß darum auch die erste Sorge der Erziehung sein, indem sie die Aufmerksamkeit, oder die freie Intelligenz in der Richtung auf einen bestimmten Gegenstand, weckt und das Kind gewöhnt, die einzelnen Empfindungen zu sondern und auseinander zu halten. So gewiß die Vorstellung als solche eine idealere Thätigkeit des Geistes voraussetzt als die Wahrnehmung, so steht dennoch auch sie, wenn gleich nicht unmittelbar so doch mittelbar, in einem abhängigen Verhältniß zu der Sinnesempfindung: es ist ein gebundener Zustand des Selbstbewußtseins auch dann noch, wenn das Ich eine sinnliche Wahrnehmung auf übersinnliche Weise, d. h. in der innern Werkstätte des Geistes, wiederholt, indem es dieselbe aus der Erinnerung vergegenwärtigt. Der Antheil, den der Lehrer an der vorstellenden Thätigkeit des Kindes zu nehmen hat, beschränkt sich darauf, anstatt ein ungeregeltes Naturspiel von Vorstellungen durch das junge und schwache Selbstbewußtsein treiben zu lassen, die vorstellende Seele an ihre Abhängigkeit von der sinnlichen Wahrnehmung zu gewöhnen und ihre Energie darauf zu richten, das einmal und unter bestimmten Verhältnissen Wahrgenommene möglichst getreu und vollständig vor das innere Auge oder in die Erinnerung zurückzurufen. In-

sofern heißt vorstellen, die Wahrnehmungen verinnerlichen.

Auf dem angegebenen Standpunkt hat es das Ich immer nur mit Einzelnem zu thun und dadurch gerade ist seine Gebundenheit, d. h. seine Abhängigkeit von den Objecten, bedingt. Dasselbe entledigt sich seiner Fesseln nach Maaßgabe der tieferen Einkehr in seinen eigenen Lebensgrund, durch die Strebungen der Intelligenz, sich nicht mehr bloß reproducirend, was soviel heißt als vorstellend, sondern producirend oder einbildend zu verhalten. Es ist lediglich unser eigenes Bildungs- oder Gestaltungsvermögen, wenn die Einbildungskraft aus einer Reihe ähnlicher Vorstellungen eine Gemeinvorstellung entwickelt, die gerade eben so viel werth ist als die Summe der gereiheten Vorstellungen, an deren Spitze jene tritt. Man kann Beispielshalber an einen Officier denken, der seinem Grade nach ganz den gleichen Werth hat als die Summe der Gemeinen, über die er gesetzt ist. In Beziehung auf das richtige Bilden von Gemeinvorstellungen hat der Erzieher selbstverständlich darauf zu achten, daß das Gemeinsame nicht aus heterogenen, sondern aus homogenen Einzelnvorstellungen herausgearbeitet wird, die Gruppirung somit durch gewissenhafte Sonderung bewerstelligt wird, was sich nur unter der Voraussetzung erreichen läßt, daß die einzelnen Vorstellungen getreue Abdrücke der Wahrnehmungen sind. Das von der Einbildungskraft projicirte Schema ist vorläufig mehr nicht als der sinnlich vorgestellte Gattungsbegriff, somit ein Zusammenstellen gleichgearteter Beson-

derheiten; daher in Allem, was die Einbildung schafft, ein Sinnliches nachklingt. Es ist so zu sagen der Bodengeschmack, der dem Schema von den Einzelnvorstellungen her, aus denen es zusammengezogen wurde, noch anhaftet, ein Uebersinnliches, das nicht davon lassen kann, sich an seinen sinnlichen Ursprung zurückzuerinnern. Die wohlerzogene Vorstellung individualisirt, das gutgebildete Schema sondert, was überall eine gehörige Gruppenvertheilung voraussetzt, weil die Gattung nur dadurch begriffen werden kann, daß die Arten gehörig geschieden wurden. Möglich wird die Gruppirung je nach der mehr oder weniger energischen Führerschaft der betreffenden Gemeinvorstellung, durch die Ausscheidung der schematisirten Artunterschiede.

Denken heißt, die schematisirte Vorstellung in den reinen Gattungsbegriff erheben. An dem Wesen des Allgemeinen nimmt, was schon im Worte ausgedrückt wird, auch die Gemeinvorstellung Theil und was an ihr wahrhaft allgemein ist, gehört dem Ich als seine eigenste That, als der Antheil seiner Freiheit an. Nur kann dieses Allgemeine nicht rein und vollständig zur Geltung kommen, weil es aus seiner sinnlichen Umhüllung heraus noch immer nicht bis zur uneingeschränkten Selbstständigkeit hat gelangen können. Alles Schematisiren setzt ein Versinnlichen voraus, weil es versinnbildlicht, den Sinn des Allgemeinen unter einem einzelnen Bilde vorstellt; es hängt darum auch lediglich von der Zu- oder Abnahme der aus Wahrnehmungen entstandenen Vorstellungen ab, ob das Sinnbildliche sich erweitert oder ver-

engt. So erscheint das Allgemeine aber nur erst in der Bildung begriffen, ist dem Wechsel unterworfen und insofern noch nicht gedacht. Das Urtheil soll die schematische Vorstellung in unverrückbare Grenzen einschließen die keiner Verschiebung weiter unterworfen sind, weil das, was der urtheilende Geist der Gemeinvorstellung einmal zugetheilt und zugesprochen hat, in seiner begrifflichen Allgemeinheit verharrt, auch wenn das Sinnbildliche, dem es entstammt, durch Zu- und Abnehmen Veränderungen erleidet. Was das Ich einmal begriffen hat, das ist ein Besitz für die Ewigkeit, dem kein zeitlicher Wechsel etwas anhaben, keine räumliche Entfernung eine Schmälerung beibringen kann. Solche unverwüstliche Sicherheit, jenen unveränderlichen Bestand, den wir schon sprachlich durch das Organ des Denkens, den Verstand, ausdrücken, erlangt der Begriff erst dann, wenn die ihm durch das Urtheil zuerkannte Allgemeinheit in ihrem innern Wesensgrunde erschlossen wird, was durch den Schluß geschieht, der ein allgemeines Grundverhältniß nach dem andern erschließt, d. h. aufschließt, und je tiefer desto höher steigt, bis er zuletzt bei dem Urgrunde alles Seins anlangt. Die sinnbildliche Gruppenvertheilung nach zusammengehörigen und sich ausschließenden Artunterschieden vollzieht sich nicht mehr auf einer Linie und unter der Leitung einer Gemeinvorstellung, vielmehr in einer nothwendigen Reihenfolge untergeordneter und übergeordneter Begriffe, die in dem Verhältniß strengster Gegenseitigkeit zu einander stehen, ihren Antheil an der Allgemeinheit des Denkens durch ihre nothwendige Verkettung

beurkundend. In dem Sinne schließt das Denken die durch das Urtheil gewonnenen, aus den schematisirten Reihen herausgehobenen Begriffe in demselben Maaße fester zusammen, als es ihren Wesensgrund erschließt, wobei in das Allgemeine das Gesetz stetiger Nothwendigkeit kommt.

Die wenigen Andeutungen können genügen, um den Hergang des theoretischen Selbstbewußtseins verständlich zu machen: es knüpft sich daran jedoch die ernstliche Warnung für die Schule, das Denkvermögen in den Jahren der Kindheit nicht gewaltsam entwickeln zu wollen, weil auf dem Wege weiter nichts als hohle und zugleich eingebildete Köpfe großgezogen werden. Wenn Leib und Seele nicht gehörig erstarkt sind, können zu hoch gespannte Denkübungen zu nichts Besserem führen als zu einer erkünstelten Frühreife, mit der krankhaften Bläße des Gedankens, und zu dem unausstehlichen Alles-Besser-Wissen-wollen, das nichts ernstlich lernen mag, weil es im Besitze einiger kahlen Begriffe ja schon Alles weiß und das Fehlende im Nothfall aus den Fingern saugt. Wir verdanken dieser abscheulichen Richtung die trostlose Oede einer wesenlosen Begriffsbildung, die gleich den Schatten der Unterwelt im Nichts hin- und herschwebt und zu denken vorgiebt, wenn ihr der Kopf schwindelt. Das noch in der Entwickelung begriffene Kindesalter darf weiter nicht als bis in die Vorhalle der gereiften Denkarbeit geführt werden: einerseits genügt ein geübtes Schematisiren, auf der Grundlage eines aufgeweckten Vorstellungsvermögens, andererseits die Einschulung in die Anfangsgründe der

Mathematik, weil hier die nothwendige Gesetzmäßigkeit des Allgemeinen aus den einfachsten Elementen des Seins, ich meine aus Raum und Zeit, in der Form bloßer Bejahung oder Verneinung abgeleitet wird. Das schlechthin oder an sich Gewisse, als der nothwendige Grund des Allgemeinen, tritt so zu sagen unmittelbar an das Verständniß heran, weil schon mit jeder Sinnesempfindung und Triebäußerung ein instinctives Bewußtsein von Raum und Zeit verbunden ist, das in der Wahrnehmung und Vorstellung als räumlicher Abstand und als Zeitfolge den gleichmäßigen Maaßstab für alles sinnlich Erscheinende abgiebt, um von der Einbildungskraft als oberste Gemeinvorstellung schematisirt zu werden. Der Unterricht in der Mathematik hat deßhalb überall einen festen sinnlichen Boden unter sich, sollte aber gleichwohl in frühern Jahren eben so wenig bis zu den höhern Problemen fortgesetzt, als mechanisch anerlernt werden. Die geistige Anstrengung einer länger andauernden reinen Denkthätigkeit ermüdet unvermeidlich das Ich und benimmt ihm die Lust, auf dem unabsehbaren Ocean des Begrifflichen sich bis zur Sicherheit eines Delischen Schwimmers einzuüben. Was außerdem der Knabe an Begriffen, neben den von ihm selbst entworfenen Gemeinvorstellungen, nöthig hat, sollte ihm vorläufig als ein unmittelbar Gewisses überliefert werden, das er unbesehen auf das Zeugniß des Lehrers hin für wahr zu halten verpflichtet ist; ja, es ist sogar fraglich, ob es der Menschheit nicht wesentlich zu Statten käme, wenn die Erziehung des weiblichen Geschlechts sich überhaupt innerhalb der angegebenen Schranken hielte. Eine höhere

Wahrheit halb zu wissen, ist ohne Vergleich nachtheiliger, als sie auf fremdes Zeugniß hin in Treu und Glauben für wahr zu halten. Den Menschen die Ueberlieferung nehmen zu wollen, hieße sie zu Thieren erniedrigen, oder Götter in ihnen voraussetzen.

Dieselben Grundsätze, die vom theoretischen Selbstbewußtsein gelten, müssen gleichmäßig auf das practische Ich ihre Anwendung finden, weil es allem Lebendigen und darum auch dem Leben der menschlichen Seele widerspräche, gesteigerte Kraftäußerungen in sich zu erzeugen, die nicht in einem unmittelbaren Zusammenhang unter einander ständen. Im thierischen Bewußtsein stützen und bedingen die Sinne und die Triebe sich gegenseitig, und so sollen es auch Geist und Gemüth, weil ein gegensätzliches, oder nur auch gleichgültiges Verhalten beider zu einander die Identität unseres Selbstbewußtseins aufheben würde. Läßt die Intelligenz die äußere Welt in ihren innern Spiegel scheinen, so wirkt der Wille umgekehrt aus sich selbst hinaus, d. h. er sucht sich auszubreiten, daher die Natur seiner practischen Erregungen durchweg bedingt ist durch den Widerstand, auf den das Wollen in seiner expansiven Thätigkeit stößt. Der Trieb an sich ist ungeregelt, wie die Empfindung formlos. Soweit die Organisation des Thiers seinen Trieben keine Grenze setzt, verlaufen sie sich ohne Zucht und Ordnung, weil die Formlosigkeit der thierischen Empfindung denselben nicht die Richtung auf ein bestimmtes Object zu geben im Stande ist. Würde

der Instinct mit seinen dunkeln Wollungen für gewisse Verrichtungen des thierischen Organismus der Unsicherheit und Unklarheit solcher Seelenzustände nicht ein Ende machen, so müßten die Erregungen des Thieres in's Maaßlose sich verwirren. Aehnlich der Empfindung, die durch das Hinzutreten des Selbstbewußtseins zur Wahrnehmung geadelt wird, erscheint der in die Sphäre der Ichheit emporgehobene Trieb als Gefühl, die thierische Gier als menschliches Begehren. Fühlung heißt die nächste und unmittelbarste Erregung des Willens in seiner Beziehung auf eine einzelne Wahrnehmung oder Vorstellung, so daß eine Erweiterung oder Einschränkung des Gefühlsvermögens immer nur durch ein wahrgenommenes oder vorgestelltes Gegenständliches erfolgt. Das practische Verhalten des Ich erscheint dabei ebenso gebunden wie auf der entsprechenden theoretischen Stufe: es ist als ob der Wille nur erst einen Anlauf nähme, was ihm zusagt, sich anzueignen, was ihm zuwider ist, abzustoßen, und wenn die Richtung, die er nimmt, durch die Natur des wahrgenommenen oder vorgestellten Gegenstandes in gewissem Betracht auch geregelt ist, so entsteht auf dem Wege noch immer keine tiefere und andauernde Erregung des Gemüths. Es ist eben bloße, weil unmittelbare Erregung.

Das erweiterte Gefühlsvermögen erzeugt Freude, das eingeschränkte Trauer, die Leichtigkeit der einen oder der andern Erregung jedoch hängt größtentheils ab von der leiblichen Beschaffenheit des Individuums und von deren Regulator, dem Nervensystem. Eine lustige Haut und

ein trübseliger Heuler werden geboren, und wollen beide nach ihrer Art behandelt sein. Wie man einem flatterhaften oder trägen Kopfe das Wahrnehmen und Vorstellen lehren muß, so und ziemlich nach denselben Grundsätzen bedürfen heitere und trübe Gemüther der Unterweisung, worüber sie zu lachen oder zu weinen, wie sich zu freuen und zu betrüben haben. Eine vernünftige Erziehung wird schon darauf achten müssen, daß der Knabe oder das Mädchen nicht ohne Grund aufgeräumt und niedergeschlagen, in unnatürlich gehobener oder gedrückter Gefühlsäußerung erscheine, weil gar zu leicht aus Nachgiebigkeit dergleichen Anfangs kleine Unarten als eine bleibende Unart in dem Gemüthe haften bleiben. Wie auf die Dinge außer ihm, so soll das Kind auch auf sich selbst merken und achten lernen.

Der Naturseite des Gefühls wird allerdings die erziehende Hand mit werthvolleren und bedeutsameren Motiven zu Hilfe kommen und das Absehen hauptsächlich auf eine richtige Werthschätzung derjenigen Dinge nehmen müssen, welche das Gefühl freudig oder traurig erregen. Dies aber ist nur möglich für ein eingeübtes Vorstellungsvermögen, das annähernd den Gehalt einer Sache und damit den Werth derselben für das practische Selbstbewußtsein zu beurtheilen versteht. Es verräth weiter nichts als einen unverzeihlichen Mangel des Vorstellens, wenn Jemand über den Verlust eines Apfels sich gerade ebenso härmt und grämt wie über den Tod seiner Eltern und Geschwister. Leute, die sich auf die wahre Bildung des Geistes und des Gemüthes gleich wenig verstehen, sind

nur allzu geneigt, ein leicht erregbares oder, was dasselbe, empfindsames Schmerzgefühl, das über den geringsten Unfall einen nicht enden wollenden Strom von Thränen vergießt, auf Rechnung einer edlen Seele zu schreiben, während es in Wahrheit die unvermeidliche Folge eines schwachen, weil culturlosen Vorstellungs- und Gefühlsvermögens ist. Es nimmt sich freilich ohne Vergleich widerwärtiger aus, wenn ein Kind über den Tod seiner Mutter ebenso schnell wieder getröstet ist als über den Verlust eines Kanarienvogels, d. h. sobald es eben beide aus den Augen und aus dem Sinn verloren hat, als wenn ein anderes Wochen lang den Tod eines Anverwandten auf das Tiefste betrauert, zugleich aber auch über eine Kleinigkeit trostlos sich geberdet — gemessen mit dem Maaßstab des Willens und seiner sittlichen Freiheit ist das Eine und das Andere gleich werthlos und darum tadelnswerth. Der Werth eines Gefühls wird lediglich bedingt durch den Werth des Gegenstandes, und wenn es Aufgabe der Erziehung ist, in jungen Jahren das Gefühlsvermögen auch unscheinbaren Dingen gegenüber erregbar für die Freude, wie für die Trauer zu erhalten, so fällt das Hauptgewicht doch immer darauf, daß das Gemüth des Kindes rechtzeitig der Dienstbarkeit und Abhängigkeit von den mehr oder weniger gleichgültigen Gegenständen seiner Umgebung entwöhnt und mit seinen unmittelbaren Erregungen auf ideale Objecte hingelenkt wird. Nur vergesse man nicht, daß man dem Gemüthe, das Lust an der Arbeit bekommen soll, allererst die Freude über die Erholung nicht mißgönnen und schmälern darf;

und daß eine wirksame Trauer über ungehöriges Betragen anders nicht erreicht werden kann, als wenn vorher die Neigungen im Kleinen und an sich Unbedeutenden geschont wurden. Ich kann mir keine schlechtere Art denken, den Willen stärken zu wollen, als durch grundsätzliche Abstumpfung gegen zartere Erregungen des Gemüths, die in den Augen des Erwachsenen keinen Werth haben und keinen haben dürfen, im Jugendalter dagegen ganz unschätzbar sind. Die Erziehung stärkt das Ich nicht dadurch, daß sie ein Vermögen auf Kosten des andern hegt und pflegt — was wären Turnübungen werth ohne Schulunterricht, was ein entwickeltes Vorstellungsvermögen ohne Bestimmbarkeit der Fühlung, oder gar ein noch so gereiftes Denken ohne einen kräftigen Willen? Vielmehr verleiht die Schule der selbstbewußten Seele Kraft, indem sie gleichmäßig alle in ihr liegenden Keime entwickelt und zu freudigem Dasein hervorruft, gemäß der alten und nie genug zu beherzigenden Wahrheit, daß in jedem Organismus alle Organe und damit verbundenen Functionen sich gegenseitig tragen, stützen, fördern, und daß demgemäß der Strom des Lebens sich um so gewaltiger in die von ihm zugerichtete Form ergießt, je inniger und entwickelter eben dieses organische Band ist. Welch' ein Widersinn, ein kindliches Gemüth nur zur Freude und nicht auch zur Trauer zu erziehen!

Gerade ein solches harmonisches Verhalten einestheils der theoretischen und der practischen Vermögen im Allgemeinen, anderntheils der verschieden gearteten Gemüthserregungen insbesondere verleiht allein dem Willen Festig-

keit und Ausdauer; und um die Gefühle in die naturgemäße Bahn zu lenken, bedarf es zunächst eines zweckmaßigen Gleichgewichts zwischen der freudigen und der traurigen Erregung. Diejenige Gefühlsweise, welche als ein Gemischtes aus Freude und aus Trauer betrachtet werden muß, weil die als zukünftig vorgestellte pathetische Erregung ebensowohl in Erfüllung gehen als fehlschlagen kann, in dem einen Fall Freude, in dem andern Trauer weckend, die Hoffnung also, erweist sich allein als geeignet, zwischen den freudigen und den traurigen Erregungen in der Weise zu vermitteln, daß das Gemüth für seine Erregbarkeit nicht mehr von der augenblicklichen, mehr oder weniger zufälligen Erscheinung des Gegenständlichen abhängig ist. So sehr das Gemüth zu seiner Gesundheit der Gefühle bedarf, damit die Seele nicht in ihrer geistigen Thätigkeit, in der Welt ihrer Vorstellungen sich krankhaft absperrt, so bedenklich ist es, den unmittelbaren Erregungen eine allzu große Gewalt über das practische Selbstbewußtsein einzuräumen, weil dieselben ihrer Natur nach die Gemüthskräfte leicht zerstreuen und darum schwächen. Wer sich viel freut und viel trauert, geräth in einen Zustand von innerer Aufregung und versäumt darüber die beharrliche Arbeit des Ich an seiner dauerhaften Ausbildung. Dem soll durch die Hoffnung vorgebeugt, oder je nach Umständen abgeholfen werden: erziehe das Kind in Hoffnung und zur Hoffnung, heißt so viel als, suche seine flüchtigen Gefühle möglichst zuständlich und dauernd zu machen, indem du sie auf die Zukunft verweisest. Damit ist zugleich ausgesprochen, daß

die in die Ferne gerückte Vorstellung, von der das Gemüth zehren, an der es sich aufrichten soll, um dies zu vermögen, einen idealeren Werth und eine tiefere Bedeutung haben muß, als das Gegenständliche, das augenblicklich zur Freudigkeit, oder zur Traurigkeit erregt; wäre dem nicht so, käme das noch unentwickelte Seelenleben fortwährend in den Fall, die Vorstellung, auf die es sich mit seiner Hoffnung richtet, sogleich wieder in den Wind zu schlagen und seiner Erregung verlustig zu gehen. Mit plötzlichen Aufwallungen ist nach keiner Seite hin gedient, wofern es nicht bis zu einer Anspannung des Gemüthes kommt, die ein dauerndes und allgemeines Gepräge trägt.

Mit einem Schlage fertig steht das Gefühl der Hoffnung am allerwenigsten ausgebildet da: die Hoffnung bedarf der Pflege in weit höherem Grade als Freude und Trauer, weil diese aus einer unzerstörbaren Naturbasis entspringen, mit den Temperamenten auf's innigste verwachsen sind, wogegen ein hoffnungsreiches Gemüth, schon weil es, als ein Vermittelndes zwischen den beiden natürlichen Fühlungsweisen, über diesen stehen muß, nicht angeboren wird, sondern erworben, folglich anerzogen sein will. Nicht als ob die Hoffnung schlechterdings auf keine natürliche Voraussetzung zurückwiese, bei dem Einen mehr, bei dem Andern weniger leiblich vorbereitet aufträte: nur das meine ich, daß die Anlage, wenn sie sich selbst überlassen bleibt und einer sorgsamen Pflege entbehrt, in der Regel weder Blüthe noch Frucht treibt, und weiter nicht als bis zu einem kühlen, maaßvollen Gefühlsausdruck gedeiht. Um hoffen zu lernen, nachdrücklich und andauernd

hoffen, ist es ein Glück für Jeden, wenn er eine so gear= tete nervöse Reizbarkeit besitzt, welche das Gefühl der Erwartung, das uns Schiller so sinnig als kräftig gezeichnet hat, leicht und rasch in ihm aufkommen läßt. Es wird dadurch jener schleppenden und schläfrigen Gleichgültigkeit vorgebeugt, welche den Lehrer, dem es ernstlich um Entwickelung der Willensfreiheit bei seinen Zöglingen zu thun ist, so verdrießlich und ungeduldig macht, weil dieselbe fortwährend angespornt, d. h. künstlich erregt werden muß, um überhaupt zu fühlen. An Anregungen darf es die Schule unter keinerlei Umständen fehlen lassen, wo sie aber zum Anstacheln ihre Zuflucht zu nehmen hat, wird ihr mehr zugemuthet, als man billiger Weise von ihr fordern kann. Daß bei der Erwartung eine physische Disposition mit in Betracht kommt, ersieht man schon daran, daß die mit ihr unzertrennlich verbundene Ungewißheit das zwischen der Vorstellung des Fehlschlagens und des Eintreffens hin und her schwankende Selbstgefühl bis zu körperlichem Mißbehagen spannt und beklemmt. Die gewaltsame Spannung, die bis zur Zerrung sich steigern kann, lindert, sänftigt sich in der eigentlich sogenannten Hoffnung, mit der ein wehmüthiger Zug verbunden ist — eine ruhige und willige Ergebung in das was das Schicksal in Betreff der erhofften Vorstellung verhängt. Dessen ungeachtet bleibt auch die Hoffnung schmerzlichen Enttäuschungen ausgesetzt, sobald das mit Bestimmtheit Erwartete nicht erfolgt und deßhalb die Hoffnung aufgegeben werden muß. Ein derartiges Scheiden und Meiden thut weh und läßt im Selbstgefühl einen

um so tieferen Stachel zurück, je werthvoller für das Bewußtsein der Gegenstand war, auf dessen Besitz es sich Rechnung machte. Um zwar nicht der thatsächlichen Enttäuschung, wohl aber der durch sie veranlaßten Gefühlstrübung oder Betrübniß vorzubeugen, giebt es kein geeigneteres Mittel, als das Duldende in der Hoffnung nach Kräften in das active Element der Willensfreiheit einzutauchen und die bloß hoffende Erregung bis zur Zuversicht zu steigern. Wie die Zuversicht dem Gehofften nicht ängstlich entgegenharrt, vielmehr beruhigt abwartet, was eintreffen wird, so nimmt sie sich das Nichteintreffen nicht allzusehr zu Herzen und, anstatt sich zu härmen und zu grämen, faßt sie mit klarer Besonnenheit einen neuen Gegenstand in's Auge, von dem sie sich eine Erweiterung des Selbstgefühls versprechen darf. Je öfter die Hoffnung, ungeschreckt und unbeirrt durch die bittere Erfahrung des Fehlschlagens, ihre zuversichtliche Erwartung wiederholt, desto entschiedener nimmt sie den Charakter einer habituellen Gefühlsweise an und dieser Habitus des Selbstgefühls heißt Vertrauen.

Bei der Erziehung der Gefühlserregungen kann sich die Schule keinen schöneren Erfolg versprechen, als wenn und in dem Maaße als es ihr gelingt, in den jugendlichen Gemüthern Vertrauen zu wecken, Vertrauen zu sich selbst, Vertrauen zu Andern, Vertrauen zu der Zukunft. Ein erwartungsvolles, hoffnungsreiches, zuversichtliches Gemüth, das vertrauensstark in sich selbst ruht, ist über-

haupt das Köstlichste, was dem vorerst nur im Gefühle erregten Willen anerzogen und auf die Wanderung durch's Leben mitgegeben werden kann: ein nachhaltig genährtes Vertrauen läßt weder die sanguinische Flatterhaftigkeit einer lustig an- und aufgelegten Individualität, noch auch die melancholische Trübseligkeit eines stockenden Nervensystems aufkommen, und beugt gleicher Weise der zur bloßen Neugierde sich verflachenden Erwartung, der zur Sehnsucht abgeschwächten Hoffnung, endlich und hauptsächlich der zum Leichtsinn entarteten Zuversicht vor. Immer jedoch bleiben die Gefühlserregungen, so fest sie übrigens in dem Vertrauen wurzeln, abhängig von den Gegenständen, auf die sie sich beziehen: die Willensfreiheit scheint wohl durch, aber sie erscheint noch nicht, weil es sich immer nur um flüchtige Anwandelungen und noch nicht um Stimmungen handelt. Entsprechend dem schöpferischen Antheil, den das Erkenntnißvermögen an den einzelnen Acten des Vorstellens nimmt, indem es die einzelnen Reflexbilder verwandter Wahrnehmungen in eine Gemeinvorstellung zusammenzieht, hat die Willenskraft die Fühlungen in active Stimmungen umzuwandeln, und das zur Stimmung entwickelte Pathetische mag man, in Ermangelung eines entsprechenden deutschen Wortes, Affect nennen. Das affectvoll erweiterte Selbstgefühl ist der Muth, diese dauernde Activität freudiger Erregung, umgekehrt die unser Ich als Stimmung afficirende Einschränkung oder Hemmung des Willens Furcht. Muthig oder furchtsam verhält das Gemüth sich nicht mehr wie

beim Gefühle und der unmittelbaren Erregung durch ein Gegenständliches gegenüber, vielmehr theils in Angriff, theils in Abwehr allgemeiner Kraft- oder Machtäußerungen, die den Willen zu bedrängen drohen. Es ist sonach nicht der Gegenstand, der afficirt, sondern die ihm einwohnende Macht, daher beim Affecte Kraft gegen Kraft steht. Eine Vogelscheuche vermag das Gemüth weder muthig noch furchtsam zu stimmen: kommt es beim Anblick derselben gleichwohl zu Gemüthserregungen, so geschieht es, weil die Seele irgend ein Dynamisches da versteckt wähnt, wo keines ist. Aus einer Wahnvorstellung entsteht ein Wahnaffect, mit andern Worten: nicht die schematisirte Gemeinvorstellung eines wirklichen Kraftverhältnisses stimmt die Seele furchtsam oder muthig, vielmehr findet sich allein die Verleiblichung des Gemüthes afficirt, je nachdem Einer herzhaft oder schauerig organisirt ist. Daß auch beherzte, ja selbst starke und entwickelte Gemüther in der Dunkelheit, zumal wenn sie allein sind, sich unbehaglich und beklommen fühlen, hat seinen Grund darin, daß der gleichsam seines Augenlichtes beraubte Wille weder den Ort, von welchem aus ihm Gefahr wenigstens drohen könnte, noch auch die Stärke einer wirklichen Gefahr zu erkennen vermag. In der Ueberschätzung möglicher Gefahren liegt aber zugleich der Antrieb, die eigene Kraft zu unterschätzen. Das Sprüchwort: „die Nacht ist keines Menschen Freund,“ gilt nicht von dem Blinden, für den es keine Schauer der Nacht giebt. Eine mehr als bloß sinnliche Afficirung, eine solche nämlich, die nicht im Herzen sitzen bleibt, wie die Lustigkeit auf

der Haut, muß den innern Kern des Willens selbst erfassen und ist insofern ohne ein Handeln nicht denkbar. Was die Intelligenz schematisirt, das vollzieht der Wille im Handeln, wobei der Muth angreifend, die Furcht abwehrend sich verhält.

Die practische Entwickelung der Affecte kann nur gleichen Schritt halten mit der schematisirenden Thätigkeit des Geistes: diese Beziehung herzustellen und immer inniger und fester zu schließen, muß das Werk der Erziehung sein, allerdings fast ebenso oft der durch die Erfahrung geleiteten Selbsterziehung als der Schule. Die gehörigen Arten muthigen und furchtsamen Handelns bilden sich in dem Gemüthe aus, je nach dem Grade der Sonderung, welche das Einbildungsvermögen, indem es das Allgemeine sinnbildlich projicirt, zwischen den verschiedenen Erscheinungsformen und Werthgrößen der Dynamiden für das Selbstbewußtsein feststellt. Gegen die blinden Naturkräfte, gegen thierische und menschliche Kraftäußerungen, gegen das Machtverhältniß, das in intellectuellen und sittlichen Aufgaben verborgen liegt, will der Affect des Muthes besonders gestält sein. Schon frühzeitig muß der Knabe verstehen lernen, daß sein muthiges Benehmen einen sehr verschiedenen Werth hat, je nachdem er sich einen Hund mit dem Stocke vom Leibe hält, mit einem Kameraden ringt, unverzagt sich an die Lösung einer schwierigen mathematischen Aufgabe macht, oder mit eigener Lebensgefahr ein in den Fluß gestürztes Kind rettet. In allen diesen Fällen handelt er muthig, allein sein Muth würde von dem Augenblick an ein un=

gesunder Affect und deßhalb geradezu verwerflich, wo er sich einbildete, es sei gleich rühmlich, mit kräftigem Arm seinen Gegner niederzukämpfen und mit Aufbietung aller seiner Geistes- und Willenskraft im Lernen seine volle Schuldigkeit zu thun. Wie bei dem Gefühle die Gegenstände, so haben für den Affect die Dynamiden einen sehr ungleichen Werth, nach welchem namentlich auch die Furcht beurtheilt und erzogen werden muß. Ein schreckhaftes Gemüth wird durch die geringe Widerstandsfähigkeit der Nervenstränge bedingt: giebt sich der Wille unter die angeborene Reizbarkeit gefangen, so entsteht eben ein Angstmensch. Leistet er dagegen nachdrücklichen Widerstand, so kann er sich trotz der anfänglich ungünstigsten Leibesbeschaffenheit bis zu vollendetem Heldensinn emporarbeiten. Kaiser Carl V. zitterte an einem Schlachttage, während er zu Pferde stieg: saß er nur einmal fest im Sattel, bot er jeder Gefahr kühn die Stirn. Von dem französischen Henri IV. erzählt man genau dasselbe, und bei Mollwitz jagte Friedrich der Große auf seinem Schimmel eiligst davon, während der an seiner Stelle befehligende General einen glänzenden Sieg errang. Man muß die Kugeln erst pfeifen gehört haben, bevor man sie gemüthlich findet. Sollte aber darum der ächte Held unzugänglich sein für die Furcht? Für die Angst, ja! aber nicht für die Furcht. Wer einmal nicht herzhaft zur Welt kam, der ist dafür nicht verantwortlich, daß ihn Zaghaftigkeit erfaßt im Angesicht einer Aufgabe, der er sich nicht für gewachsen hält. Hat die besonnene Abwägung der von dem Willen einzusetzenden gegen die zu

bewältigende Kraft die schematisirende Einbildung erst aufgeklärt, so löst sich die Furcht in eine vorsichtige Stimmung auf, wie denn unter Umständen ein besonnener Rückzug dem glänzendsten Angriff weit vorzuziehen ist. Einer drohenden Gefahr, einer an unser geistiges oder sittliches Vermögen gestellten ungewöhnlichen Forderung mit Gleichgültigkeit oder auch nur mit Gleichmuth zu begegnen, ist so wenig die Art eines kräftig entwickelten Gemüthes, daß man weit eher davon einen Rückschluß auf einen der Energie entbehrenden Willen zu machen berechtigt ist. Ein solcher, wenig belebt und darum gleichgültig, scheint muthig anzufassen, weil er sich nicht fürchtet; es geschieht jedoch nur aus Unbesonnenheit, indem der Betreffende sich die Mühe gar nicht nimmt, sich das, was man ihm zumuthet, also den Umfang seiner Schuldigkeit, gehörig zu Gemüthe zu führen, und darum die Hand eben so schnell zurückzieht, als er sie lässig angelegt. Sich zurückzuziehen, ohne seine Kräfte auch nur einmal ordentlich angestrengt zu haben, ist auch dann noch Feigheit, wenn man sich erst willig zum Anfassen finden ließ.

So wenig es dem Wesen des ächten Muthes entspricht, blindlings drauf los zu gehen, ohne sich Rechenschaft darüber abzulegen, womit man es denn eigentlich zu thun, was man zu bekämpfen hat, so wenig ist diejenige Furcht die wahre, die überall flieht, mit ihrem Hasenherzen davonläuft und das Weite sucht. Die Besonnenheit allein, somit das richtige Abschätzen der beiden in Conflict gerathenen Kräfte, bürgt dem Muthigen für den Erfolg und verleiht ihm gerade das, was

an seiner affectvollen Stimmung das Werthvollste ist — die Ausdauer. Und so verhält es sich auch mit der Furcht. Wenn der Furchtsame beim ersten Blick auf eine Lösung, die ihm zugefallen, einen Schritt zurücktritt, um sich zusammenzunehmen, so ist dies keineswegs verwerflich, falls er nur darüber den Kopf nicht verliert und den Rücken kehrt; besinnt er sich, um nach behutsamer Abwägung der ihm zu Gebote stehenden Mittel seine Willensfreiheit vorsichtig in's Werk zu setzen, so gewinnt die Furcht in der Vorsicht ihren normalen Ausdruck. Gründlich zu lernen, ist mehr werth, als leicht zu fassen. Weil der Affect durchaus als eine Stimmung des Gemüthes vorgestellt werden muß, daher er bleibend in dem Selbstbewußtsein haftet, hat die Schule vorzugsweise dafür Sorge zu tragen, daß er nicht zurücksinkt auf den Standpunkt bloßer Gefühlserregung. Als Fühlung ist der Affect, in welcher Richtung er auch auftreten mag, schwach und ohne Nachdruck: es fehlt ihm das Mark der Freiheit, so daß er entweder im bloßen Ansetzen verkümmert, oder in's Maaßlose sich verirrt. Alles Gegensätzliche bringt es mit sich, daß sein Schwerpunkt sich leicht verrückt, insofern es fortwährend eines Gegengewichts bedarf, um nicht überzuschnappen. Der Muth hält der Furcht, die Furcht dem Muthe das Gegengewicht: aber wie bedenklich müßte es um das Gleichgewicht in dem affectvoll gestimmten Gemüthe stehen, wenn jedesmal gegen das mögliche Uebermaaß einer muthigen Stimmung die entsprechende Furcht und umgekehrt erst aufzubieten wäre! Es würde über dem Hin und Her unfehlbar der geeignete Zeitpunkt versäumt

und im besten Falle die Stimmung zu einer Fühlung herabgedrückt werden. Herabstimmen und Ermäßigen ist zweierlei.

Das geziemende Maaß verleiht den Affecten des Gegensatzes nur ein solcher Affect, der wirklich und wahrhaft die Mitte zwischen beiden einnimmt und gleichmäßig an dem Wesen des Muthes und der Furcht Theil hat. Dieses Mittlere ist die Schaamhaftigkeit, deren Bedeutung schon] Aristoteles richtig durchschaute. Man könnte wohl versucht sein, der Schaamhaftigkeit weiter nichts zuzusprechen, als das mehr leidendliche Verhalten beim Affecte der Furcht, so daß sie vorgestellt werden müßte unter dem Bilde eines beengten, auf sich selbst zurückgeworfenen Gemüthes. Dem ist jedoch in Wirklichkeit nicht so: die Furcht zwar treibt das Blut nach dem gepreßten Herzen zurück und Blässe heißt darum ihre Farbe. Der Schaamaffect bewirkt im ersten Augenblick gleichfalls ein Zurückströmen des Blutes nach dem Herzen und damit die Empfindung von Beklommenheit; allein dieser Zustand hält nicht vor und die auf dem Gesichte sich einstellende Schaamröthe ist ein sichtbarer Beweis, daß der Muth gegen die Furcht bereits reagirt, das Blut nach den Capillargefäßen getrieben hat. Es gehört zum eigensten Wesen der Schaamhaftigkeit, sich während einer furchtsamen Stimmung muthig zu verhalten, im Acte des Zurückgehens zum Angriff überzugehen. Darin beruht das geheimnißvoll Anziehende in der Schaam und ihre Gewalt über das Gemüth. Die schematisirte Gemeinvorstellung, die ihr als theoretische Voraussetzung dient, be-

zieht sich der Hauptsache nach auf den allgemeinen Gehalt des Ich, oder seine Menschenwürde, deren Schmälerung, Beeinträchtigung, gleichviel ob von Seiten des Geistes oder des Gemüthes, den Schaamaffect wach ruft. Indem das Einbildungsvermögen das rein Menschliche in dem Sinne schematisirt, d. h. zu etwas macht, was nicht dem Einzelnen, sondern der Gattung zukommt, kann der Mensch sich für Seinesgleichen eben sowohl schämen, als für sich selbst, einer leiblichen Unziemlichkeit halber nicht weniger als wegen einer Dummheit oder Unsittlichkeit. In der Art erweist sich die Schaamhaftigkeit als der zügelnde Affect des Maaßes und insofern des Gehörigen, Schicklichen. Muth und Furcht sind die „Flügler," die Schaam ihr „Zügler," der beide fortwährend erziehen und in's Gleichgewicht setzen muß, nach dem Vorgang der Hoffnung, die denselben Dienst den Gefühlen der Freude und der Trauer zu leisten hat. Die leibliche Wurzel, aus der die Schaam hervorwächst, kann man Scheu nennen, die man von Seiten der Eltern und Lehrer um Alles nicht überhand nehmen, das freie Gemüthsleben überwuchern lassen darf, soll nicht der edelste Affect und der Schutzengel jugendlicher Herzen als Erreger für den Willen geradezu verloren gehen und in ein linkisches und blödes Benehmen ausarten. Ein zum Scheuen geneigtes Pferd sucht der Reiter von seiner Unart damit zu heilen, daß er es den Gegenstand, vor dem es scheute, in der Nähe und wiederholt betrachten läßt: ein scheues Gemüth muß gleichfalls mit den Gegenständen, vor denen es sich ohne allen Grund schämt und zu ver=

stecken sucht, näher bekannt gemacht und über die wahre Werthschätzung seiner und der Menschen und Dinge neben ihm aufgeklärt werden. Dagegen ist die zur Schüchternheit ermäßigte und entwickelte Scheu eine wahre Zierde des kindlichen Gemüthes, so zu sagen die sittliche Stimmung des Seeleninstrumentes, von der die Reinheit der erklingenden Accorde abhängt.

Im Besondern überwacht die Schaamhaftigkeit den Affect des Muthes dadurch, daß sie ihn weder über seine normale Stärke hinausgehen, noch auch unter dieselbe herabsinken läßt. Wie immer das vertrauensvoll auftretende Gefühl der Hoffnung den Anwandelungen der Freude und der Trauer Halt und einen Stützpunkt verleiht: sogar beim Selbstvertrauen, also bei der hoffnungsreichen Zuversicht, die das Gemüth in sich selbst setzt, um von dem Vertrauen zu den Menschen und Dingen außer und unabhängig von uns zu schweigen, bleibt die Hoffnung eine zuständliche Fühlung, die sich dahin giebt, wäre es auch nur an sich selbst, und mit dem ihr eigenen Zuge des Gewährenlassens zu keinen kräftigen Ausdruck der Willensfreiheit gelangt. Dies ist bei der Schaam ganz anders. Die Impulse, die der Wille durch sie erfährt, entbehren nicht des Nachdrucks, und wenn sie das Gemüth gleichmäßig gegen Uebermuth wie gegen Kleinmuth schützt, so gehören dazu, außer gereiften Gemeinvorstellungen, kräftige Wollungen oder Strebungen. Der Mensch schämt sich, über den ordentlichen Muth hinauszugehen dadurch, daß er entweder sich muthig gegen Sachen oder Personen benimmt, deren Widerstandsfähigkeit weit

unter seiner eigenen Willensstärke steht, oder, seine eigene Willenskraft überschätzend, jeder, auch der überlegensten Kraftäußerung sich für gewachsen hält. Es entsteht so Waghalserei bis zur Tollkühnheit, Vermessenheit bis zur Frechheit, so zwar daß der Uebermuth zum Hochmuth wird, indem er geringschätzig und wegwerfend auf Andere herabblickt. Hochmuth kommt vor dem Fall, weil ein mit bloßem Winde aufgeblasenes Willensvermögen früher oder später platzt gleich einer Seifenblase.

Vor allen solchen und ähnlichen Ausschreitungen bewahrt der entwickelte Schaamaffect: er erspart dem Gemüthe die Schande des Fehlschlagens, einer nutzlosen und deßhalb lächerlichen Kraftanstrengung, eines Muthes, der sich bloß zeigen, scheinen will und nichts hinter sich hat, zornmuthiger und trotziger Aufregungen, die nichts ausrichten und lediglich die Ohnmacht des Willens verrathen. Demnach ist die Schaamhaftigkeit die Behüterin des Muthes, weil sie die Folgen in nüchterne Betrachtung zieht. Umgekehrt läßt sie das Gemüth nicht in Kleinmuth verfallen, in Folge der ebenso natürlichen als einfachen Erwägung, daß ein Wille, der sich selbst und beim ersten Anlauf aufgiebt, von Hause aus nichts taugt. Die Schaam spornt zum Wetteifer und duldet nicht, daß derselbe sich krankhaft bis zur Eifersucht und zum Neide spannt, da ja dergleichen ungesunde Stimmungen, weit entfernt dem Ziele näher zu bringen, von demselben abführen und dem Willen seine besten Kräfte entziehen, womit er wetteifernd nach der Palme ringen könnte und sollte. Das Nämliche gilt von dem Affect der Furcht:

die Schaam allein ist es, welche die Angst in Schranken hält und die Schmach der Feigheit abwehrt, jene als die gewaltsam über sich selbst hinausgetriebene, diese als die unter ihren Höhemesser herabgesunkene Furcht. Die Angst flieht nicht, aber nur weil sie den Kopf verloren hat und deßhalb sich blindlings in die Gefahr stürzt; die Feigheit flieht auch da, wo gar kein Grund zur Furcht vorhanden ist. Das Eine ist so verwerflich als das Andere, und insofern ein Grund zum Schämen. Mit dem segensreichen Zügel des Maaßhaltens wirkt der Schaamaffect zugleich auf das Gefühlsleben in allen seinen Formen und Wandelungen zurück, indem er mit der Hoffnung geeint das im Entzücken und in der Verzweiflung außer sich gerathene Selbstgefühl zur Mäßigung anhält und in eine besonnene Zuständlichkeit versetzt, was bei der affectvollen Energie des Wollens in Betreff des bis zur Tollkühnheit getriebenen Muthes und der in's Grausen verfallenen Furcht nur weit wirksamer geschieht.

Sehe ich recht, so läßt sich im Kindesalter der Wille mit Aussicht auf Erfolg gar nicht erziehen, wenn nicht die Schaamhaftigkeit, so zu sagen in ihren zartesten Facetten, klar und durchsichtig geschliffen wird. Wer die Schaam gründlich bildet, beherrscht damit nicht allein die geheimsten Regungen und Stimmungen des Gemüthes, sondern verleiht den freien Strebungen zugleich Nachdruck und Ausdauer, und kann von dem Kinde Alles fordern, was dessen natürliche Kräfte und Fähigkeiten nicht übersteigt. Man glaubt gar nicht, in welchem Grade durch diesen practischen Hebel die theoretischen Seelenthätig-

keiten in Bewegung gesetzt werden können: es ist der psychologische Punkt des Archimedes, von dem aus ein Meister vom Fache das Selbstbewußtsein aus den Angeln zu heben vermag. Um dahin zu gelangen, gewöhne man das Kind allererst an Zurückhaltung, welche die beste Schule der Selbstbeherrschung bildet. Nicht bloß im Leiblichen, auch im Geistigen liebt die Kindheit das Zufahren und Ueberstürzen, und ein rechtzeitig gebotenes Halt! das Anklang findet in der bildsamen Seele, ist im Stande, argen Verirrungen vorzubeugen. Das Kind, das an sich halten kann, nicht sofort herausplatzt, bleibt in der bloßen Schüchternheit nicht befangen, sondern lernt das Verschämtsein, worunter man eine solche Empfindlichkeit des Schaamaffectes zu verstehen hat, vermittelst deren das noch in der Entwickelung begriffene und darum unreife Ich sich seiner Hilfsbedürftigkeit in allen Lagen und unter allen Umständen bewußt bleibt. Unverschämt heißt, wer sich Alles zutrauen und in demselben Verhältniß von Andern Alles verlangen zu können wähnt. Der Verschämte, weit entfernt mißtrauisch zu sein, zieht sich vielmehr vertrauensvoll auf sich selbst zurück und erwartet ruhig von den gereiften Kräften Anderer die Stärkung, was hier gleichbedeutend ist mit Bildung, seines eigenen, der Förderung und Anregung so bedürftigen Selbstbewußtseins. Dies ist das sittliche Paradies der Kindheit und der Wunderbaum dieses Paradieses heißt Bescheidenheit (Demuth), oder der nach dem Gehalt des Selbstbewußtseins bemessene Schaamaffect. Die Bescheidenheit ist voller Vertrauen und darum ein durchaus actives Verhalten des Willens,

denn sie beruht auf der Voraussetzung, daß was Einer noch nicht ist, er doch werden kann und werden soll, und daß er wie durch eigene Kraftanstrengung, so durch die treue und aufopfernde Mitwirkung derer, die sich seiner annehmen, dahin gelangt. Man geht nicht fehl, wenn man der Bescheidenheit geradezu das Mißtrauen entgegensetzt, denn das hervorstechende Merkmal an dem Gemüthe des Mißtrauischen ist, daß er die Beziehungen des Willens zu Andern abschneidet, sich ängstlich isolirt und damit seine eigene Freiheit ihrer besten Stützen beraubt, wogegen das bescheidene Gemüth umgekehrt stets darauf bedacht ist, sich den Andern unterzuordnen, aber nur insoweit als es in ihnen eine Stütze zur Förderung seiner eigenen Willensfreiheit findet. Man könnte sagen, die Bescheidenheit sei das vollentwickelte active oder muthige Wesen der Schaam, dessen Kehrseite die furchtsame, folglich mehr passive Schüchternheit. In der Bescheidenheit ist die Schüchternheit bereits überwunden, der seiner Natur nach doppelseitige Affect in reine Energie verwandelt.

Das Schlimmste, was dem Bildner jugendlicher Gemüther begegnen kann, ist das nicht seltene Unvermögen, die erheuchelte Schaamhaftigkeit von der ächten zu unterscheiden und gegen jene unnachsichtig einzuschreiten. Mehr noch als bei Knaben, obschon auch unter diesen nicht selten, findet man bei Mädchen ein anerlerntes, unwahres Sprödethun, hinter dem sich die Lüge der Lüsternheit versteckt, während in dieser, nur künstlich verhüllt, geradezu die Schaamlosigkeit verborgen liegt. Dieser Krebsschaden einer schwachmüthigen, auf den Schein

speculirenden und dazu niemals auf gesunden Füßen gehenden, sondern immer nur auf Stelzen einhertrippelnden Erziehung sitzt, wer will es leugnen, unserem Geschlechte bis auf die Knochen tief im Fleische, und die anerzogene, die ganze Sphäre des Gemüthes ausfüllende Bescheidenheit fängt an immer seltener zu werden. Man wird sie nächstens mit der Laterne des Diogenes zu suchen haben. Allein wer kann sich darüber noch wundern, wenn er nur eine schwache Vorstellung davon hat, wie für die Dressur der geistigen Vermögen Alles, für die Erziehung des Willens gar nichts geschieht, eine Verwilderung des Gemüthes also kaum vermeidlich ist, zumal in Umgebungen, wo die Cultur, in dem Gewande theoretischer Halbbildung und nichtsnutziger Vielwisserei, alle Welt beleckt. Kräftige Gemüther findet man blos als Ausnahmen, und zwar genau in demselben Maaße häufiger, als die blutlosen Schemen einer wurzellosen Sittenverfeinerung nicht zu den Leuten dringen konnten. Im Ganzen wird zu viel gelehrt und zu wenig erzogen, ein Mißgriff, dem man es hauptsächlich zu danken hat, daß die Massenwirkung der Schule kaum nennenswerth heißen kann. Mit der Schaamhaftigkeit schwindet immer mehr die Wahrhaftigkeit, weil jede Art von Scheinbildung das erheuchelt, was sie nicht besitzt; eine offen- und biederherzig angelegte Natur ist, sich selbst überlassen, nicht im Stande, den falschen Schein und mit ihm die Lüge zu fliehen, denn das ansteckende Beispiel müßte unfehlbar den natürlichen Wahrheitssinn, das was man einen geraden Willen nennt, den Schleichereien und Krumm-

gängen preißgeben, wenn die Wahrhaftigkeit nicht ihren tieferen Grund in der Schaamhaftigkeit hätte. Die Schule kann versichert sein, daß von einem Gemüthe, das der Schaam baar und ledig ist, bereits auch die Lüge Besitz ergriffen hat, weil auf dem Standpunkt der affectvollen Stimmung die Schaamhaftigkeit durchaus und in allen Beziehungen die Stelle des Gewissens vertritt.

Mit der Nennung des Gewissens ist die Untersuchung, fast ohne es zu wissen und zu wollen, über den bloßen Affect bereits hinausgerückt, auf einen höhern Boden versetzt. Der Affect ist zwar keine unmittelbare Erregung mehr wie das Gefühl: er vermittelt die Beziehungen des practischen Selbstbewußtseins zu den ihm gegenüberstehenden Kraftäußerungen der Welt; allein die aus solcher Vermittelung hervorgehende Gemüthsstimmung ist immerhin erst ein Anfang oder Ansatz zu einer dauernden Grundrichtung, man möchte fast sagen — verschiebbar und wechselnd gleich der schematisirten Gemeinvorstellung, die als das Gemeinsame der Artvorstellungen diese mehr oder weniger äußerlich zusammenknüpft, ohne durch fortgesetztes Herausarbeiten des Verwandten, innerlich Homogenen und nicht mehr bloß äußerlich Aehnlichen, als neuer und höherer Gattungsbegriff sich über die Artunterschiede zu stellen. In ihrem durchaus abhängigen Verhältniß zu der wahrnehmenden Thätigkeit des Ich begrenzt die Vorstellung die äußere Erscheinung der Dinge das Schema versinnbildlicht bereits die unter der äußern

Umkleidung wirksamen Dynamiden, den innern Gehalt der Sache, aber vorerst nur in unbestimmter und zweideutiger Weise, worauf das Denken sich bis auf den Grund alles Seienden zu versenken trachtet. So arbeitet sich der Wille gleichfalls aus seinen Anwandelungen und Stimmungen heraus, um sich zu den von dem Verstande gebildeten Begriffen in eine bleibende Beziehung zu setzen. Eine solche Beziehung ist die Leidenschaft, die sich nicht mit der Erscheinung der Dinge, nicht einmal mit deren besondern Kraftäußerungen begnügt, sondern mit ihrem Begehren auf den begrifflichen Werth des Seienden sich richtet. Schon ihrer theoretischen Voraussetzung wegen, kann die Leidenschaft nur eine allgemeine Richtung sein, und wer außer Stande ist, durch die Arbeit des Denkens Begriffe, ganze, reine Begriffe zu erübrigen, ist auch keiner leidenschaftlichen Gemüthsentwickelung fähig.

Die Leidenschaft ist der weltgeschichtliche Hebel des Gedankens, die rechte Hand der Geschichte: je durchgebildeter und durchsichtiger das Leidenschaftliche im Gemüthe, desto vollendeter offenbart sich die Energie des Willens. Es giebt nur zwei sich vielfach berührende Standpunkte, die dies leugnen — Quäkerthum und Communismus, nivellirende Doctrinen, welche alles Bedeutende, Hervorragende auf das für Alle vorschriftsmäßig geltende Größenmaaß des Mittelmäßigen herabdrücken möchten. In einer menschlichen Gesellschaft, deren Mitglieder sich in Allem auf gleichem Fuße zu behandeln hätten, müßte das Leidenschaftliche in den Ge-

müthern der Einzelnen mit Stumpf und Stiel erst ausgerottet sein, und da dies eben so wenig möglich ist, als im Menschen das Menschliche als solches zu unterdrücken, so kann ein derartiges rücksichtsloses Einschränkungssystem, vorausgesetzt, daß es sich überhaupt durchführen ließe, im Großen und Ganzen nur die Wirkung haben, daß die gewaltsam unterdrückte Leidenschaft auf Schleichwegen und in niedrigen Bestrebungen sich Befriedigung verschafft. Etymologisch drückt in der Leidenschaft das Leiden die Erregungen des Gemüthes überhaupt aus, aber nicht mehr in der Weise bloßer Anwandelungen und eigenthümlicher Stimmungen, sondern als eine Richtung, welche das ganze Wesen des Willens ergreift, als eine allgemeine Zuständlichkeit, die durch das angehängte „schaft" sprachlich bezeichnet wird. Es ist das Eigenthümliche des leidenschaftlichen Wollens, dem Gegenständlichen, auf das es sich bezieht, weder sich unterzuordnen, noch auch zu gegenseitiger Kraftäußerung gegenüberzutreten, vielmehr der vom Gemüthe ausgehenden Beziehung einen solchen Nachdruck zu verleihen, daß der Wille seine Ueberlegenheit uneingeschränkt damit kundgiebt. Es handelt sich hier um etwas Höheres als um Angriff oder Abwehr, deren Erfolg jedesmal zweifelhaft ist, vielmehr um A n e i g n u n g oder B e w ä l t i g u n g, so daß die Willensfreiheit in dem einen wie in dem andern Falle s e l b s t h e r r l i c h auftritt. Was das Gemüth erstrebt, ist ein durch nichts beeinträchtigtes Gebiet zum Handeln, sein eigner Dunstkreis, für den es zur Steigerung seiner Realität ein begrifflich Gedachtes sich aneignet, oder was störend in diesen Kreis tritt, zurückweist. In dem einen

Falle verhält sich der Wille liebend, in dem andern hassend.

So weit der gewöhnliche Sprachgebrauch die Bedeutung der Liebe und des Hasses ausdehnt, so daß im Französischen (j'aime à), aber auch in den andern Sprachen, die niedrigsten Regungen des Begehrens ebenso wohl als die höchsten Ideale des menschlichen Willens darunter begriffen werden, so können die eigentliche Liebe und der eigentliche Haß doch nur auf die wirkliche Substanz oder den Gedankenwerth der einzelnen Dinge sie richten. Einen Thaler kann man nicht lieben, wohl aber das Geld, und hassen läßt sich an einem Andern nicht diese oder jene Ungehörigkeit, dagegen seine allgemeine, oder bei ihm zur andern Natur gewordene Schlechtigkeit. Es verräth ein wenig entwickeltes Gemüthsleben, wenn die an sich nichtssagendsten Regungen des Willens zu Bethätigungen der Liebe oder des Hasses gestempelt werden, während vielleicht nur der Gaumen oder die Nase dabei interessirt sind. Auf solchem Wege mag wohl den Trieben Nahrung zugeführt werden, gewiß aber dem practischen Selbstbewußtsein kein Stoffliches, das es sich aneignen und zu gesteigerten Kraftäußerungen verwenden kann. Die Leidenschaft ist etwas Ideales wie der Gedanke, und kann deshalb nicht anders als durch ideale Werthgrößen gestärkt werden. Es ist in dem Bisherigen unmittelbar ausgesprochen, daß die Leidenschaft irgend ein Besitzverhältniß anstrebt, je nachdem sie den als Nahrung für den Willen anzusehenden Besitz zu vermehren sucht, was Sache der Liebe ist, oder die vorhandenen Besitzthümer der Seele zu wahren, was

durch den Haß geschieht. Dem Hasse nur eine negative Berechtigung zuerkennen zu wollen, wäre noch seltsamer, als die active Triebkraft der Furcht in Abrede zu stellen; oder ist Derjenige weniger werth, der sorgsam der Gefährdung und Verschleuderung erworbenen Besitzes vorbeugt, als Jener, der emsig an dem Erwerb selbst arbeitet? Wer nicht hassen kann, der kann auch nicht lieben, aus dem einfachen Grunde, weil der Haß der einzige zuverlässige Bewahrer dessen ist, was die Leidenschaft sich aneignet.

In ihrer expansiven Thätigkeit bemächtigt sich die Leidenschaft zunächst der Gegenstände, nicht etwa um sie als ein Sachliches rings um sich aufzuspeichern, sondern zur Stärkung der Willenskraft zu verwerthen. Selbst bei solchen Völkerschaften, deren Denkvermögen noch nicht so weit entwickelt ist, um den Werth der einzelnen Dinge nach einem allgemeinen Werthbegriffe zu bestimmen, weshalb sie sich mit Tauschhandel begnügen, richtet sich der Besitz nicht auf das Dingliche als solches, sondern auf seine Nutzbarkeit und Brauchbarkeit für das Selbstbewußtsein, also bereits auf ein Allgemeines und Begriffliches. Das Geld, von welcher Beschaffenheit es im Uebrigen sein mag, ist so zu sagen der symbolische und darum allgemeingültige Ausdruck für eben dieses Begriffliche; es stellt zwar gleichfalls ein Sinnliches dar, dessen Werth jedoch nicht zur unmittelbaren Steigerung des Willens verwendet werden kann, sondern mittelbar an die Stelle des zu gebrauchenden Werthobjectes tritt, weshalb das Geld seiner Natur nach ein Begriffliches ist. Der Begriff ist keines-

wegs die Summe aller untergeordneten Einzelvorstellungen, sondern der höher und eigenthümlich geartete Stellvertreter derselben, aus den Vorstellungen heraus in ihrem Ursprung durch das Denken ermittelt; einmal aber gebildet, verhält er seinerseits sich vermittelnd zu den Vorstellungen. Das Geld entspricht seiner Natur nach dem innern Werthe, den das Gegenständliche für uns hat, dasselbe hört somit auf, ein blos Gegenständliches zu sein, und erscheint als der allgemeine Stellvertreter aller möglichen Besitzobjecte. Es steht beim Geldverkehr nicht Gegenständliches gegen Gegenständliches, sondern eine Versinnbildlichung des Werthes an sich gegen die Verwerthungsfähigkeit der einzelnen Werthobjecte.

Wer die höchst einfache Gedankenverbindung im Zusammenhang mit dem menschlichen Selbstbewußtsein versteht, kann kaum noch einem Zweifel darüber Raum geben, daß das Verlangen nach Besitz nicht anders als in der menschlichen Natur begründet sein kann, wäre es auch nur darum, weil der Wille sinnlicher Organe zum Handeln bedarf. Wer Vermögen hat, vermag etwas, und was Einer zu eigen besitzt, das kann von ihm zum Besten seiner Freiheit verwerthet werden. Dem Willen den Trieb zum Eigenthum absprechen oder auch nur verkümmern, heißt der Freiheit die Luft zum Athmen nehmen. Die Nothdurft knechtet, und wer auf Kosten, folglich von der Gunst Anderer lebt, steht in ihrem Dienste. Der Unabhängige hat Verfügungsrecht und kann gebieten, allerdings nur so lange und insoweit, als er den Besitz erarbeitet, es sich sauer darum werden läßt. Die Freude an Besitzthümern rührt

nicht vom Haben her, sondern von der Nothwendigkeit, dieselben fortwährend zu bejahen und zu bekräftigen; um sie zu haben, muß man sie erwerben, sollen sie nicht zu einem todten und werthlosen Capital erniedrigt werden. Die Lust am Besitze bezieht sich sonach nicht auf das Haben, sondern auf die Arbeit, auf die Anstrengung des Willens, sich die freie Verfügung über sein Eigenthum zu erhalten. Wer das Stoffliche des ihm eigenen Besitzes nicht mehr zu beherrschen und zu beseelen vermag, ist arm, auch wenn er im Ueberfluß schwimmt, und Völker, deren Nationalreichthum in wenigen und deshalb mächtigen Händen ruht, sind, keineswegs im Vergleich mit andern, sondern unbedingt arm und hilflos, weil der Antrieb zum Besitz und der Segen der rechten Arbeit ihnen gebricht. Einem reichen Müßiggänger verschafft der ausgedehnteste Besitz keine wirkliche Steigerung seiner Willenskraft, sondern was er davon nicht genießen, d. h. aufzehren kann, bloßen Verdruß, während der Sklavenarbeit, auf der ein derartiger Besitz ruht, gerade das Beste fehlt — die Lust und Liebe zum Erwerb. Bringt man bei der Berechnung des Nationalreichthums diesen Factor nicht mit in Anschlag, so kann nie ein der Wirklichkeit entsprechendes Facit herauskommen, denn auch die Arbeitskraft erweist sich nachhaltig und für das Ganze vortheilhaft blos nach dem Antheil, den der freie Wille daran nimmt.

Eine edlere, dem Wesen des Gemüths verwandtere Weise des Besitzes ist das Herrschen, und die Leidenschaft des Herrschens beurkundet ihr höheres Anrecht dadurch, daß sie den freien Willen Anderer sich aneignet.

Der Besitzer und der Gegenstand des Besitzes sind hier gleichen Wesens, der Beherrschte eine natürliche Fortsetzung des Beherrschenden. Ein wahrhafter Herrscher ist derjenige, der in den Unterthanen weiter nichts sieht als Glieder seiner eigenen Persönlichkeit, so daß niemals auch nur der Gedanke in ihm aufkommen kann, sie als fremde Mittel für seine eigenen Zwecke zu verbrauchen, noch auch als ein gleichgültiges Stoffliches zu seinen Füßen zu legen. Schon beim Sachbesitz ist nicht das Verzehren oder der Genuß Zweck des Eigenthums oder des Eigenthumserwerbs, sondern die ideale Nahrung, die der Wille daraus zieht: ein blos genossener, oder ein nutzlos gelassener Besitz fällt gar nicht in die Sphäre leidenschaftlichen Begehrens. Während aber bei dem Sachbesitz der Wille das Gegenständliche zu sich heraufzieht, um ihm die Weihe freier Selbstbestimmung zu verleihen, läßt bei dem Herrschbesitz der Herrschende sich zu den Beherrschten herab, um die höheren und höchsten Zwecke seiner eigenen Freiheit *in* ihnen, keineswegs bloß *durch* sie zu verwirklichen. Wer nur für sich selbst sorgt und seine Untergebenen als Sachen behandelt, auf die er seinen Willen insoweit bezieht, als er sich davon Genuß verschaffen kann, versteht nicht allein sein Recht nicht zu gebrauchen, sondern hat auch keine Ahnung von seinem Beruf. Er gleicht vollkommen einem elenden Verschwender, den man unter Curatel setzen sollte. Richtig verstanden ist darum die Leidenschaft des Herrschens die größte Wohlthat für das Menschengeschlecht; denn wie immer geartet die Entstehung und die Erscheinungsweise eines Herrscherrechts sein mögen, ob vererbt, durch den Drang der Umstände

erobert, von einem Throne herab regierend, oder von einer Rednerbühne aus, durch diese Hebelkraft der öffentlichen Meinung, die Gemüther lenkend — der rechte Gebrauch der Herrschaft bürgt allein für den stetigen Fortschritt der menschlichen Cultur, für die erfolgreiche Erziehung der Menschen zur Freiheit. Gäbe es nicht eine ununterbrochene Reihe ausgezeichneter, ihre Umgebungen überragenden Persönlichkeiten, die Willenskraft genug besitzen, durch Dienstbarmachung untergeordneter Gemüther mit vereinten Kräften und nach einem gleichmäßigen Plane den leitenden Zielpunkten eines vollkommen entwickelten Menschenthums entgegenzugehen; wäre dies nicht, die Cultur gelangte über die dürftigen Anfänge des zufällig sich einigenden und zufällig wieder lösenden Hordenlebens niemals hinaus. Im Herrschen allein gelangt der Wille dahin, seine übergreifende und universale Begriffsnatur zur Geltung zu bringen: er ist nichts weniger als die reale Summe der beherrschten Willen, wohl aber deren höherer Vermittler, wie es der theoretische Begriff überall mit Rücksicht auf die gleichnamigen Vorstellungen sein soll. Es verhält sich damit ungefähr ebenso wie in der Geometrie mit der Vorstellung sehr kleiner gerader Linien, welche als die Elemente der krummen Linien gesetzt werden; wenn die Vorstellung benutzt ist zur Aufstellung einer Differentialgleichung, so geht der Calcul, um das Resultat der Gesammtwirkung gegebener Elementartheile und das in die Beobachtung fallende Gesetz zu finden, schlechtweg zur Integration über, in der die Vorstellung jener kleinsten Linien wieder aufgehoben ist. Im andern Falle wäre nicht das Integral,

sondern die Summenformel einer endlichen Reihe mit endlichen Differenzen der adäquate Ausdruck für das Gesetz. Dem ähnlich besitzt der Herrscherwille keineswegs die Verfügung über die endlich eingeschränkte Summe der ihm untergeordneten Willen, sondern dadurch, daß er sie zu einem höhern Begriffe zusammenfaßt, wird seine Macht eine unendliche, weil er in den Einzelwillen Kräfte weckt, die ohne ein Herrscherrecht und ohne das energische Zusammenfassen des Einzelnen thatenlos fortgeschlummert hätten. Heroen sind Wecker der schlummernden Thatkraft, ihre Macht ist unendlich wie die Bildsamkeit des menschlichen Selbstbewußtseins.

Man mag indeß den Herrscherbesitz vorstellen, wie man will, irgend eine Weise des Zwingenden, wäre es auch nur in der Form normirter Amtsbefugnisse, ist von dem Herrscherrecht unzertrennlich. Wie bei der aus der Wahl hervorgegangenen Herrschaft kann die Unterordnung eine durchaus freiwillige sein; aber auch angenommen, es wären die Stimmen aller Wahlberechtigten einer bestimmten Person zugefallen, vorerst also von einem erzwungenen Gehorsam nirgends die Rede, so würde der zum Herrscher Gewählte doch jedenfalls durch den Wahlact selbst das Recht erlangen, von nun an unter Umständen seinen Willen allen denen, die sich ihm aus eigenem Antrieb unterwarfen, aufzunöthigen. Es verschlägt hierbei wenig, auf welchem Titel das Zwangsrecht ruht: nur daß es eine schon in psychologischer Beziehung nothwendige Folge der Leidenschaft zum Herrschen ist, muß anerkannt werden. Der Wille, der nöthigen Falles beim Herrschen nicht Gewalt

anwendete, wäre gar nicht leidenschaftlich bewegt, und, ohnmächtig wie er aufträte, verlöre er mit der Macht auch den Rechtstitel. Dies hat sich bei der nächst höheren Weise des Besitzes, der leidenschaftlichen Liebe zur Ehre, gründlich geändert; denn die Ehre besitzt das Ihrige ohne alles und jedes Zwangsrecht, lediglich als freiwillige Anerkennung des persönlichen Werthes, die Einer beanspruchen kann. Auch die Ehre bezweckt eine Unterwerfung des Objectes unter den besitzenden Willen, somit dasselbe was der Sachbesitz und der Herrschbesitz, unterscheidet sich aber von diesen dadurch, daß die Unterordnung nicht in Form einer Forderung, vielmehr als ungeforderte Leistung zur Geltung kommt. Der Wille will geehrt sein, ohne seine Anerkennung fordern zu können, und er sucht seine Ehre gerade darin, nicht von dem der Beherrschung bedürftigen Willen der unaufgeklärten, halb unfreien Menge, sondern von einem solchen Willen, der selbst ein Anrecht auf Geltung besitzt, sich sei es durch Sachbesitz, sei es durch Herrschbesitz auszeichnet, aus freiem Antrieb anerkannt zu werden. Von Leuten geehrt zu werden, die kein Verständniß der Ehre haben, erscheint kaum wünschenswerth: die Wohlthat strebt nach Anhänglichkeit und Liebe, der Ehrtrieb sucht für sich Befriedigung in der ungeforderten Hingabe gerade der Ausgezeichnetsten und Besten, die aus reiner Hochachtung vor dem innern Werthe des Geehrten den Tribut ihrer Anerkennung zollen.

Nur gründlich entwickelte Gemüther wissen die Ehre ihrem ganzen Werthe nach zu schätzen: in ihr offenbart sich der edelste und reinste Sinn der Arbeit, die als

fortdauernde Anstrengung des Willens schon dem Sachbesitz seinen alleinigen Werth verleiht, und beim Herrschbesitz sich in den Strebungen des Herrscherwillens kund giebt, sich selbst den von ihm beherrschten Gemüthern einzubilden, den zündenden Funken der zu neuen Lebensordnungen hinauswirkenden Thatkraft in ihnen lebendig zu erhalten. Nur nach dem Maaße der geleisteten Arbeit übt der Wille seine Energie: ohne zu arbeiten, und zwar andauernd und stetig zu arbeiten, befindet er sich niemals weiter, als in dem Stadium einer zuständlichen Spannung, deren gute Vorsätze in schlechten Handlungen verklingen. Welch' ein trauriger Anblick: Menschen mit gesundem Willensvermögen, und die es nicht weiter als bis zu schwachen Wollungen und todten Absätzen bringen! Das heißt die Ehre in den Wind schlagen, weil Anerkennung und Achtung nur Demjenigen zu Theil werden, der sich redlich darum bemüht, darauf hinarbeitet. Der Faulenzer weiß und will nichts von Ehre. Die Behauptung eines unserer ausgezeichnetsten Geister: „nur ein Lump ist bescheiden!" ist, so kurz hingeworfen, allerlei Mißverständnissen ausgesetzt und taugt vor jungen Ohren nichts; das Urtheil gereifter Männer kann sich nicht daran stoßen, denn es soll damit nichts Anderes gemeint sein, als daß Jeder, der mit Anstrengung aller seiner Willenskräfte sich um die Achtung von Seinesgleichen bewirbt, deshalb nicht unbescheiden heißen kann, daß es vielmehr falsche Bescheidenheit wäre, gegen die Ehre und folglich gegen das Urtheil zuständiger Richter gleichgültig zu sein. Lumpen sind bescheiden, weil sie zu bequem und zu faul sind, etwas Tüchtiges zu leisten, was ihnen Ehre

brächte. Die Anstrengung um die Ehre offenbart umgekehrt den ganzen Adel, die Hoheit des Willens: bei dem Anspruch auf Achtung ist jede Zwangsmöglichkeit getilgt und sowohl die Erhaltung als die Vermehrung des kostbaren Besitzes davon abhängig, daß der Mann darum wirbt, den freiwillig dargebrachten Tribut von Ergebenheit verdient.

Für die Entwickelung der gesellschaftlichen Zustände bildet die Ehre recht eigentlich den Höhenmesser. In einem noch unfertigen Staatswesen erscheint sie identisch mit dem Herrschbesitz, von dem sie sich erst ganz allmälig ablöst, was daran bemerklich wird, daß das Gesetz auf Strafe gegen wörtliche Beleidigungen erkennt. Einmal im Gange, nimmt der gesetzliche Schutz immer größere Verhältnisse an, eine offenbare Bevormundung der Ehre, die sich in grausamer Weise dadurch rächt, daß insgeheim oder unter dem Schilde brutaler Vorurtheile der Gekränkte in gewaltsamer Selbsthilfe seine Ehre gegen Eingriffe wahren zu müssen glaubt. Wie es bei allen widernatürlichen Einschränkungen der Willenskraft geschieht, ruft die übermäßig ausgedehnte richterliche Befugniß die schreiendste Willkür auf der entgegengesetzten, der Macht des Gesetzes Hohn sprechenden Seite wach: die Ehre artet zu einem Standesvorurtheil aus und hat ihren Schwerpunkt nicht in dem allein den Ausschlag gebenden innern Werthe des Menschen, sondern in nichtssagenden Aeußerlichkeiten, die von dem conventionellen Belieben abhängen. Je nichtiger eine solche Vorstellung von der Ehrenhaftigkeit des Menschen, der jede begriffliche Allgemeinheit abgeht, und die darum bloßes

Vorurtheil ist, desto unvernünftiger ist das Zwangsrecht, das Derjenige, der sich in seiner Ehre für gekränkt hält, sich herausnimmt, leichtsinnig um einer Kleinigkeit willen zwei Menschenleben auf's Spiel setzend. In freientwickelten Rechts- und Staatsverhältnissen verschwindet die Selbsthilfe und damit der falsche Ehrbegriff in demselben Maaße, als das Gesetz seinen Schutz vermindert und nur bei wirklichen Ehrenkränkungen aufrecht hält.

Den bisher geschilderten Besitzobjecten gegenüber erfolgt die leidenschaftliche Aneignung als unterordnende Einverleibung, und ohne daß der Wille sich dabei selbstsüchtig verhalten muß, ist er wenigstens fortwährend der Gefahr ausgesetzt, es zu thun. Die Initiative zwar hat er bei jeder leidenschaftlichen Richtung zu ergreifen, denn im andern Falle verhielte er sich nicht selbstherrlich, sänke also auf den Standpunkt des Affectes oder gar des Gefühles zurück; es ist aber etwas ganz Anderes, ob Du eine größere Energie Deines Willens zu erlangen strebst durch Einverleibung des Dir gegenüberstehenden Sächlichen und Persönlichen, oder ob Du Dich, natürlich nicht gezwungen, sondern aus eigenem Antrieb, diesem Andern einverleibst. Letzteres geschieht in der eigentlich sogenannten Leidenschaft der Liebe, die sich selbstredend nur auf Personen richten kann, weil ein Wille, der sich einem Sächlichen einverleibte, gar nicht frei, im Stande erniedrigender Dienstbarkeit wäre. Der Liebende legt seinen Gehalt, d. h. seinen Willen, in den Geliebten erst hinein, um sich in dem Andern zu besitzen; die freie Dahingabe ist somit ernstlich und gründlich gemeint, und die Liebe nimmt

nur indem, nicht weil sie giebt. In den verschiedenen Modalitäten des unmittelbaren Besitzergreifens, als Sach-, Herrsch- und Ehrbesitz, begründet die Leidenschaft die Idee der politischen Gemeinschaft; die Liebe hinwiederum ist das associative oder sociale Princip des Gesellschaftsverbandes, humanistisch und kosmopolitisch, als Antithese des Nationalstaates die Potenz der Weltreligion. So weit freilich erscheint sie in ihren natürlichen Anfängen noch nicht: in dem kleinen Umkreis der Familiengemeinschaft knüpft sie Mann und Frau durch das gesegnete Band der Gattenliebe zusammen, deren Frucht die Eltern- und Kindesliebe heißt, und als Geschwisterliebe in letzter Instanz die große Familie der Menschheit umfaßt. Ihren ursprünglichen Familiencharakter büßt sie darum keineswegs ein, oder wenn sie es thut, so hört sie auf wirkliche Leidenschaft zu sein. Die Liebe ist ihrem Wesen nach ebenso weit, als in ihrer Erscheinungsweise eng; sie erblickt in den Personen, auf die sie sich richtet, Blutsverwandte, also Familienangehörige, und kehrt mit ihren Vorstellungen, die den Willen bestimmen, zu dem längst verlorenen Frieden des Paradieses zurück, dessen Umfriedigung nur die Gattenliebe zu fassen vermochte. Etwas Unausgeglichenes, weil Einseitiges, liegt gleichwohl auch in der Liebe, die entwickelten Gemüthern allein nicht genügen kann, und, so preiswürdig sie ihrem Begriffe nach ist, in der Weltgeschichte arge Verwirrung angerichtet hat. Legt die Leidenschaft des Besitzes manchmal zu viel Gewicht auf's Herrschen, so weiß die Liebe davon zu wenig und läuft darum Gefahr, sich von dem unrechten Willen beherrschen zu lassen; die Richtung,

die sie den Gemüthern nach dem Ziele gesellschaftlicher Vereinigung giebt, bleibt alsdann ohne Nachdruck, sie verbindet wohl die Herzen, aber sie bindet nicht die Willen und verfehlt die Begründung fester socialer Ordnungen, die ohne einen ausgesprochenen Herrscherwillen nur ausnahmsweise und jedenfalls blos auf der Grundlage einer bestimmten religiösen Weltanschauung zu Stande kommen.

Davor bewahrt die Leidenschaft der *Freundschaft*, bei der es zwischen dem vorherrschenden Triebe des Aneignens und dem Triebe des Dahingebens zu einer sachgemäßen Ausgleichung kommt. Der Freund behandelt den Freund weder auf dem Fuße der Unterordnung, noch auch auf dem Fuße der Ueberordnung, sondern als einen ebenbürtigen *alter ego*, dem er dient, um zu herrschen, den er liebt, um sich lieben zu lassen. Freunden muß Alles gemeinschaftlich sein, in erster Linie der kostbarste Besitz — die Willensfreiheit; ihr oberstes Gesetz ist das der gegenseitigen Achtung, und ist diese einmal verwirkt, von der einen oder von der andern Seite, so muß das Band sich lösen, selbst wenn es äußerlich fortbesteht. Dem Freunde in einer andern Absicht zu Willen zu sein, als damit unser eigener Wille in der Stärkung des seinigen Nahrung finde, verträgt sich wohl mit der Liebe, aber nicht mit der Freundschaft. Jede freundschaftliche Schwäche weckt eine sehr unfreundschaftliche Laune, und wo beide zuständlich, zur Regel werden, da ist der Freundschaft ihr Grab gegraben. Es setzt dies allerdings die höchste und reifste Entwickelung der menschlichen Vernunft voraus: ein durchgebildetes Begriffsvermögen ebenso wohl, als ein gediegenes Gemüthsleben.

Die wahre Freundschaft fließt ganz allein aus einer klaren Einsicht in die höchsten Zwecke der menschlichen Persönlichkeit, die alle auf die möglichste Läuterung und Steigerung unseres Gemüthes hinauslaufen. Anhänglichkeit, selbst opferwillige Ergebenheit findet man wohl auch unter schlechten, ja geradezu verbrecherischen Menschen: den geheiligten Namen der Freundschaft verdient ein derartiges Verhältniß nicht, weil die gegenseitige Zuneigung eines Theils ihr Dasein verwerflichen Angewöhnungen verdankt und andern Theils der maaßgebende Zweck, weit entfernt eine gesunde Energie der beiderseitigen Willensvermögen zu veranlassen, an sich ein Laster und insofern ein wirkliches Unrecht gegen den Willen enthält. Unter Lasterhaften besteht wohl gute Gesellenschaft, aber keine wahre Freundschaft.

Höher als bis zur Freundschaft kann die active oder aneignende Richtung des leidenschaftlichen Gemüthes nicht steigen: in ihr concentrirt sich die Veredlung des Menschenthums durch Freiheit, und insofern verleiht sie erst den politischen und gesellschaftlichen Ordnungen Bestand. In dieser Eigenschaft ist die Freundschaft ganz allein berufen, die losen Gewebe der Liebe zu befestigen, so daß der Liebe nichts Besseres begegnen kann, als sich in das lautere Gold der Freundschaft zu verwandeln. Wie einsam und verlassen hinwiederum müßte sich der reichste und gewaltigste Besitz fühlen, und nähme er den höchsten Thron der Erde ein, falls die Freundschaft ihm nicht die Macht, die er in Händen hat, versüßte! Es ist ein tiefes Wort des Evangeliums, wir sollen uns Freunde schaffen mit dem ungerechten Mam-

mon, damit sie uns aufnehmen in die ewigen Hütten; und wie ergreifend ist die Bitte des Tyrannen in Schillers „Bürgschaft", die beiden Freunde möchten ihn als den dritten in ihren Bund aufnehmen! Auch die höchste Anerkennung unserer Ehre, die sich in aufrichtiger Hochachtung und in weitesten Kreisen zu erkennen giebt, müßte in der Brust des Geehrten eine mit dem Gefühl der Kälte verbundene Leere zurücklassen, die allein durch das köstliche Band der Freundschaft ausgefüllt und erwärmt werden kann. Die eheliche Liebe, die sich nicht bis zur Freundschaft entwickelt, hat keine Bürgschaft des Bestandes: bei längerem Zusammenleben kann die anfängliche Richtung des Gemüths, zumal wenn sie nicht durch innere Uebereinstimmung, sondern durch äußere, mehr oder weniger in die Augen stechende Vorzüge motivirt war, sich rasch und gründlich ändern und die Liebe unrettbar verloren gehen. Die Zuneigung zwischen Eltern und Kindern, desgleichen der Geschwister und überhaupt Verwandten unter einander steht auf schwachen, der Ungunst der Zeiten nur ausnahmsweise widerstehenden Füßen, so lange nicht aus dem natürlichen Verkehr ein freundschaftlicher erwuchs. Bei Völkern, die in der Cultur der Freiheit rastlos fortgeschritten sind, bei den Engländern z. B., zeigt sich auch unter Blutsverwandten die Liebe reichlich durch Freundschaft veredelt und darin gerade besteht die Charakterstärke solcher bevorzugten Nationen, daß sie auch der allgemeinen Menschenliebe die Richtung auf das Freundschaftliche geben. Die Liebe an sich ist expansiv, aber in ihren Neigungen selten nachhaltig; die Freundschaft kann bis zum Abstoßenden kalt und abgeschlossen erscheinen,

ist dagegen innerlich zäh, unverwüstlich und ausdauernd, wie es ein kräftig ausgebildetes Gemüth in allen seinen Lebensäußerungen nur sein kann. Wo die nationale Leidenschaft der Freundschaft am stärksten, da ist die nationale Freiheit am geborgensten, die Humanität am wirksamsten. Ein starker Wille greift nicht zu kleinen Mitteln, sondern, weil der Erfolg davon abhängt, immer zu großen, und bringt das, was in der Liebe zerfließt, durch die Freundschaft in feste Grenzen.

Was daher die Freundschaft vor der Liebe voraus hat, das ist die unumgänglich gebotene Gegenseitigkeit, ein uneingeschränktes Reciprocitätsverhältniß, das ohne ein tief eingewurzeltes Gefühl der Achtung jeden Augenblick Gefahr liefe, sich zu verrücken. Die auf Achtung gegründete Freundschaft geht unter allen Umständen auf den Kern des Persönlichen, während alle solche Gemüthsrichtungen, die sich mit Neigungen begnügen, selbst wenn die Theilnahme sich bis zur Ergebenheit steigert, selten tiefer dringen, als durch die oberste Schicht. Achten kann ich nur den freundschaftlichen Willen, der in lauterer Absicht meine eigene Energie fördert, und diese Absicht nicht in flüchtigen Anwandelungen, sondern mit unerschütterlicher Standhaftigkeit zu erkennen giebt. Der Kern der Freundschaft ist die Treue, diese höchste Kategorie des Gemüthes, die lautere Nothwendigkeit des Wollens. So weit die Leidenschaft des Besitzens reicht, so viele Arten der Treue giebt es, und das Germanenthum bedarf für seine weltgeschichtliche Führerschaft keines andern Ausweises, als der allseitigen Ausprägung des Begriffs der Treue in der Gewere, im Mun-

dium, in der Gefolgschaft. Treu auch in der Bewahrung geringer Habe, treu in der Herrschaft, treu in der Ehre, treu in der Liebe und treu vor Allem in der Freundschaft — dies ist der dauerhafteste Besitz, den ein Menschenherz zu fassen vermag, und das Unglück kann dem durch die Treue befestigten und veredelten Besitze nicht nur nichts anhaben, sondern rettet blos aus der „Zeitflut", was daran unsterblich ist. Beim Schmerze der geliebten Person empfindet die liebende Seele zärtliches Mitgefühl; unter Freunden weckt das Leiden Mitleid, ein doppelt quälendes Leid, weil der Mitleidende weder für sich, noch in dem Andern allein leidet, vielmehr das Leiden des Andern als sein eigenes und seinen Schmerz als den Schmerz des Freundes empfindet. Die Steigerung des Leidens ist jedoch blos eine scheinbare, dem Echo gleich, das, so oft es auch wiederhallt, dazu keines größeren Aufwandes der Stimmmittel bedarf. Des Mitgefühls in des Freundes Seele versichert, eignet sich der Leidende in eben dieser Gewißheit die Energie des befreundeten Willensvermögens an und findet nicht blos einen Mittragenden, sondern in demselben Maaße einen Mithelfenden, um den Grund des Leidens zu entfernen. Keine Liebe ohne Treue: die treue Liebe aber vermag Alles und Jegliches zu tragen. Wird eine edle Freundschaft getrennt, so bleibt der Verlust für beide Theile unersetzlich, und Fox ist durch die Thränen, die er weinte, als Burke ihm die langjährige Freundschaft kündigte, in der Achtung seines Volkes so hoch gestiegen, als Burke durch seine berühmteste Parlamentsrede.

Vom Hasse als einer gesunden, begehrens- und lo-

benswerthen Leidenschaft zu reden, erweckt Bedenken im Angesicht einer Sittenlehre, die den Feind zu lieben, Diejenigen zu segnen befiehlt, so uns fluchen. Die Folgerungen, die man daraus für ein schlechthin duldendes Benehmen des Christen hat ziehen wollen, fallen jedoch nicht dem Sittengesetz des Evangeliums, sondern seinen Auslegern zur Last. Es ist wahr, Selbstverleugnung ist das oberste Gebot christlicher Moral; nur hat man dasselbe nicht so zu verstehen, als ob der Mensch dadurch angewiesen würde, seinen persönlichen Willen zu negiren und sich blindlings irgend einem fremden Willen dienstbar zu machen. Der wahre Sinn ist vielmehr der, daß wir durch Verleugnung des werthlosen, beschränkten und sündhaften Eigenwillens die allgemeine und darum persönliche Macht der Freiheit in uns zur vollen Geltung bringen und uns keineswegs schwachen und sündhaften Menschen, sondern allein der in dem Erlöser offenbar gewordenen Idee der Persönlichkeit anheimgeben. Alles was mit dieser Persönlichkeit, der unsere ganze Liebe gehört, in Widerspruch steht, ist nicht nur nicht zu dulden, sondern nachdrücklichst zu bekämpfen — unser Haß, der ganze, unverfälschte Haß des Gemüthes, gebührt der unrechten Leidenschaft, dem Laster, der Sünde, denn wer diese nicht zu hassen vermag, ist außer Stande, sie zu bekämpfen. Alles Liebenswerthe kann hassenswerth werden, sobald es, weit entfernt den Willen frei zu machen, ihn vielmehr knechtet, und dies gilt in erster Linie von dem leidenschaftlichen Verlangen nach Sachbesitz. Unser ganzer Haß gehört der zur Sucht entarteten Leidenschaft, darum zunächst der Habsucht, dem Geize, dieser schmachvollsten

aller Götzendienereien, durch die der Wille sich zum Sklaven einer todten Sache erniedrigt. Der Geizige besitzt nicht sein Geld, sondern wird vom Gelde besessen; sein Wille, unvermögend darüber zu verfügen, liegt machtlos in derselben Truhe eingesperrt, in der ohne allen Gewinn die blanken Thaler liegen, um, wenn es möglich wäre, zu verfaulen. So gebettet, wird der Wille selbst zu einer werthlosen Sache, da ja seine Expansivkraft gerade nur so weit reicht als die Kanten der Thaler und die Einfassung der Kassenscheine — man nehme die Glückseligkeit eines Geizhalses, der in einem solchen Kerker steckt!

Um nichts besser ist das Gegentheil des Habsüchtigen, der Verschwender nämlich, der seine Habe verschleudert, weil er, meistens von Genußsucht gepeinigt, dieselbe für Bedürfnisse vergeudet, die eines freien Menschen unwürdig sind; weßhalb der Verschwender, näher betrachtet, sich ganz und gar in derselben Lage mit dem Geizigen befindet, da es in der That wenig verschlägt, ob Einer sich zum Sklaven seines Geldschrankes, oder seiner niedrigen Bedürfnisse hergiebt. Im Verschwender steckt der wahre Lump, der sich nichts daraus macht, seine Ehre in den Wind zu schlagen und, wenn er das Seinige aufgezehrt hat, zu betteln, d. h. auf Kosten Anderer dem Leibe zu fröhnen. Selbst die zwecklose Freigebigkeit, die es nicht so weit kommen läßt, ist ohne alles Verdienst, und in häufigen Fällen weiter nichts als ein Zoll, den der Freigebige seiner eigenen Eitelkeit entrichtet, indem das Geld ihm als Staffel dienen muß, um seinen herrsch- und ehrsüchtigen Neigungen Befriedigung zu gewähren. Die Herrschsucht zu hassen, ist nicht nur

erlaubt, sondern Pflicht, denn nichts widerstreitet dem sittlichen Geiste des Christenthums mehr als apathisches Gewährenlassen der Sünde, wo und wie immer sie auftreten mag; der Despotismus ist aber eine Sünde nicht allein an dem, der ihn übt, sondern auch für die Andern, die das Joch der Tyrannei sich geduldig auf den Nacken legen lassen. Die Tyrannei kann, zumal auf die Dauer, gar nicht anders als entsittlichend wirken, denn sie erzeugt überall, wo sie ihren gewaltthätigen Fuß hinsetzt, sklavische Gesinnung, und der Sklave, seines Willensvermögens baar, weiß nichts von Hoffnung und noch weniger von Schaamhaftigkeit. Nicht den Tyrannen im Menschen, sondern den Menschen im Tyrannen gebietet unsere Religion zu lieben, weil seine verwerfliche Leidenschaft nicht aus bösem Willen, sondern aus Unwissenheit entsprungen sein kann, überhaupt seine Besserung, also die Rückkehr zum wahrhaft Menschlichen oder Persönlichen, im Bereiche der Möglichkeit liegt. Ihn auf den rechten Weg zu bringen, ihm die Augen über seine Verblendung zu öffnen und das Laster der Herrschsucht nach Kräften in seinem Gemüthe zu tilgen, dazu ist der Christ berufen. Wie aber Habsucht und Verschwendung nur das Doppelgesicht eines und desselben Lasters sind, so macht es in Betreff der Herrschsucht im Geringsten keinen Unterschied, ob der Einzeldespotismus auf die Masse von Sklaven erbarmungslos drückt, oder ob der jedem Auctoritätsprincip feindselige Massendespotismus den Einzelwillen als solchen knechtet. Tyrannei ist es in dem einen Falle wie in dem andern, und die oft geschmeckte bittere Frucht ein Zustand pharaonischer Dienstbarkeit, der

keine persönliche Berechtigung außer und neben den despotischen Gelüsten duldet. Ob der knechtende Wille sich in einer einzigen Person zusammenballt, oder atomistisch in eine Vielheit kleiner Tyrannen auseinander fällt, ändert grundsätzlich durchaus nichts und nur die Erscheinungsweise der Unfreiheit tritt verschieden auf. Das Christenthum verdammt das Eine wie das Andere, oder wie wollte man, was freilich von nordamerikanischen Republikanern alles Ernstes und die *Bibel in der Hand* bestritten wird, die Aufhebung der Sklaverei als eine Forderung der christlichen Moral aufstellen! Vor dem Richterstuhl dieser Moral hat nur das Persönliche, der in lautere Gesinnung verwandelte Wille Werth, was also die Gesinnung gewaltsam niederhält, ist sündhaft und darf nicht geduldet werden.

Warum die *Ehrsucht* Haß, und zwar ungetheilten, unversöhnlichen Haß verdiene, folgt wiederum aus der allem süchtig gewordenen Leidenschaftlichen anklebenden Selbstsucht. Der Ehrsüchtige sucht die Ehre nicht durch Erhöhung seines persönlichen Werthes und den Gewinn, der dadurch unmittelbar oder mittelbar für Alle erwächst, die ihm ihre Achtung zollen; vielmehr beansprucht er eine *äußerliche* Anerkennung für Etwas, was *innerlich* gar nicht vorhanden ist, indem er ehrenwerthe Eigenschaften erheuchelt, die er nicht besitzt. Die Ehrsucht ist die Mutter der Lüge, voller Aufgeblasenheit und Hochmuth, so daß es sich auch dabei wieder bestätigt, daß Alles, was an der Leidenschaft entweder über das durch die richtige Schätzung des Willens bezeichnete Höhenmaaß hinausgeht, oder unter dasselbe herabsinkt, nicht nur überhaupt, sondern derselben Verirrung

wegen hassenswerth ist. Der Ehrsüchtige macht sich selbst ehrlos: er greift zu den schandbarsten Mitteln, um sich mit einem lügnerischen Schein der Ehre zu umgeben, wogegen der Ehrlose sich nicht scheut, durch dieselben verwerflichen Mittel seinen argen Begierden zu fröhnen, ohne daß er es der Mühe werth hält, auch nur die Scheinehre zu wahren. Wer eine falsche Ehre sucht, wirft die rechte Ehre weg, während es dem Ehrlosen leicht begegnet, was Louis XIV. an seinem Neffen, dem nachmaligen Prinz-Regenten, tadelte: Encore est-il fanfaron des vices qu'il n'a pas! Ein Solcher, der nicht erröthet, sich mit Lastern zu brüsten, die er gar nicht hat, kann ebenso gut ein ehrsüchtiger Ehrloser, als ein ehrloser Ehrsüchtiger heißen.

Eine andere Bewandtniß hat es auch mit der Liebe nicht, die süchtig geworden sich entweder bis zur Eifersucht überspannt, oder zur Verzärtelungssucht herabstimmt. Der Eifersüchtige begnügt sich nicht damit, sein ungetheiltes Ich in den Gegenstand seiner Liebe hineinzulegen, sondern er muthet diesem auch zu, mit seinem Willen in dem ihm fremden Ich ganz und gar aufzugehen. Also wiederum eine eigene Art Selbstsucht, die den Geliebten mit Eifer sucht, nicht um in ihm sich ganz und ungetheilt zu finden, sondern um dessen eigenes Ich, seine freie Willensthätigkeit, geradezu zu verdrängen. Die Gefahr ist jeder Liebe nahe gelegt, die sich nicht bis zur Freundschaft entwickelt und im Besitze derselben über die Gegenseitigkeit der Forderungen vollkommen im Reinen ist. Ueber dem eifersüchtigen Gebaren geht der Zweck der Liebe verloren, weil der Wille das in Wahrheit gar nicht besitzt,

was er fortwährend zu verlieren fürchtet, und vor übermächtiger Angst die Freude über den Besitz nicht aufkommen läßt. Im Suchen findet der Eifersüchtige nichts als seinen maaßlosen Eifer und dessen Schatten, die grundlose Furcht; er schwächt sonach seinen Willen da, wo er ihn zu stärken beabsichtigte. Was vermag die Liebe ohne Vertrauen, sie, die nicht auf berechneter Wechselseitigkeit, sondern auf unbedingter Dahingabe ruht! Der Erfolg ist um nichts besser, wenn schwachsüchtige Nachgiebigkeit, um die Gegenliebe zu erkaufen, in dem geliebten Gegenstand die Launen und Unarten hätschelnd lieb hat, und jene schmähliche Verzärtelung verschuldet, die den Willen in der Regel noch weit mehr zu Grunde richtet als den Leib. Als ob nicht ein Solcher seiner Willenskraft das traurigste Armuthszeugniß ausstellte, der sich nicht schämt, sein Gemüth an die Schwächen eines Andern zu entäußern! Schon die häufigen Beispiele, daß die wärmste Freundschaft sich in den bittersten, unversönlichsten Haß verwandelte, deuten darauf hin, wie selbst die edelste Leidenschaft in eine hassenswerthe Sucht entarten kann, je nachdem die Grundbedingung jedes unverfälschten Freundschaftsbundes entweder dadurch verletzt wird, daß der eine Theil eigensüchtig allen Gewinn für sich zu ziehen sucht, oder weil der andere Theil durch unverzeihliche Nachsicht sich wegwirft. Auch dabei pflegt es meistens zu geschehen, daß hinter der sich selbst wegwerfenden Dienstwilligkeit und Willfährigkeit doch nur Eigennutz versteckt ist, der, um das ihm unentbehrlich gewordene Band freundschaftlichen Verkehrs nicht zerreißen zu lassen, Alles, selbst die Achtung

in den Augen des Freundes, daran setzt. Ein Gemüth, das in der Liebe und in der Freundschaft mehrmals und auf besonders schmerzliche Weise hintergangen wurde, verfällt wohl zuweilen in einen blinden, sinn- und zwecklosen Haß und möchte sich an der ganzen Welt dafür rächen, daß es schlecht gewählt, eine Unbesonnenheit begangen hat. Rachsucht heißt der verkörperte Haß, das teuflische Wohlgefallen an der Beeinträchtigung eines fremden Willens, das vor keiner Gewaltthätigkeit zurückschreckt. Ihrerseits kann die Nachsicht schwachmüthig werden: das Verzeihen ist immer großmüthig.

Die begriffliche Allgemeinheit kann nur bejahet oder verneint werden; ein Mittleres zwischen der Position und der Negation kennt der Gedanke nicht, wogegen es in dem Wesen des Schemas liegt, daß bald die Vorstellung, bald der Begriff das eine Mal bejahet, das andere Mal verneint wird. So giebt es auch in der Leidenschaft kein Gemischtes: entweder der Wille liebt, oder er haßt. Wohl aber steht dem logischen Wissen, das die Position und die Negation gehörig zu verwenden weiß, das practische Gewissen zur Seite, das, gleichsam als leidenschaftliche Vergewisserung der theoretischen Gewißheit, dem Gemüthe die Richtung auf die Position der Liebe, oder die Negation des Hasses zu geben hat. Das Gewissen ist das durch Wissen erleuchtete Gemüth, der Wille, der durch den Geist, die Leidenschaft, die durch die Erkenntniß ihre Richtung erhält. Auf dem Grunde des Gewissens liegt die Perle der Wahrhaftigkeit, in Kraft deren der Wille beim Handeln keine andere Richtschnur

kennt als die Ueberzeugung, sich unumwunden und unverrückbar zu dem bekennt, was er in seinem Denken als wahr erkannt hat. Ein durchaus wahrhaftes Gewissen hat nichts zu verheimlichen, noch zu verhehlen: es könnte für sich gar nichts Besseres wünschen, als in dem Glashause jenes sittenreinen Römers eingeschlossen zu sein. Der wahrhaftige Mann ist der wahre Mann, und ein kräftiges Gewissen bekämpft am nachdrücklichsten die Lüge als das gefährlichste Gift des Willens, dessen Energie sie durch Trübung und Verunreinigung bis zu gänzlichem Unvermögen abschwächt. Glücklich das Volk, bei dem der Vorwurf der Lügenhaftigkeit für die größte Kränkung gilt!

Die Tugend als solche ist hiernach leicht zu bestimmen: man hat darunter zu verstehen das in Bewegung oder Thätigkeit gesetzte Gewissen, das von der bestimmten Absicht geleitet wird, die Willenskraft zu beleben und zu stärken. Eine schlechthin leidendliche Tugend enthielte einen unauflöslichen Widerspruch, aber ebenso wenig kann die Tugend ihrem Grundwesen nach ein Mittleres heißen, und nur insofern die Stärkung des Willens nicht erreichbar ist ohne besonnenes Maaßhalten, steht sie in der Mitte zwischen Ueberspannung und Abspannung der sittlichen Triebe. Gegen die beiden Extreme hat das Gewissen mit seinem positiven Zwecke fortwährend anzukämpfen, und die Tugend hat einen um so größeren Werth, je schwerer für sie der Kampf mit dem Laster war, weßhalb man das Gute zwar nicht als die Frucht, wohl aber als ein Ergebniß des Bösen ansehen kann.

Gut ist an der Tugend das, daß sie den Willen bereichert, sein Vermögen erhöht, bös dagegen am Laster, daß es die Energie desselben beeinträchtigt.

Damit stehen wir an der Grenze einer rein psychologischen Begründung der Willensfreiheit, deren oberste und leitende Kategorie das Gewissen bildet. Am Gewissen soll jede practische Thätigkeit ihren Regulator haben, wie denn namentlich die Hoffnung und die Schaamhaftigkeit eben nur vom Mittelpunkte eines gewissenhaften Gemüthes aus fortwährend angeregt und vor Ausschreitungen bewahrt werden. Die Schule als solche haben wir darüber völlig aus den Augen verloren: und mit Recht. So wenig es gebilligt werden kann, daß durch die Schule das Denkvermögen übermäßig angestrengt wird, gerade ebenso können jugendliche Gemüther nur Schaden davon nehmen, wenn sie vor der Zeit theoretisch sowohl als practisch in das Wesen der Leidenschaft eingeweiht werden. Der taugliche Erzieher läßt gar nichts Leidenschaftliches in der Seele des Kindes sich entwickeln, weil die frühreife Leidenschaft unvermeidlich als fehlerhafte Richtung im Gemüthe sich festsetzt. Ein vor der Zeit in das Denken eingeschulter Geist kann der Versuchung nicht widerstehen, über dem Begriffebilden der schematisirenden, vorstellenden und wahrnehmenden Thätigkeit den Rücken zu kehren: läßt man das noch weiche Gemüth nach irgend einer Seite hin eine leidenschaftliche Richtung nehmen, so verhärtet das Willensvermögen sich in der einen Richtung, die nicht allein den andern Leidenschaften keinen Spielraum gönnt, sondern zugleich auf das Bedenklichste die

Gefühle und Affecte beeinträchtigt. Läßt mau z. B. dem leidenschaftlichen Trieb nach Ehre den Zügel schießen, so werden in dem Verlangen nach Auszeichnung Hoffnung und Schaamhaftigkeit vollkommen untergehen, und da wo die zarte Stimme des Gewissens befragt und gehört werden sollte, wird das Kind eben nur jenem unbändigen Triebe folgen. Und so ist es mit Allem. Soll aber den unzeitigen Aeußerungen des Leidenschaftlichen nachdrücklich begegnet werden, so versteht es sich von selbst, daß die Schule den noch unbefangenen Geist nicht zu frühe in das Wesen und die Bedeutung des Leidenschaftlichen einweihen darf. Soll das heißen, die Schule habe auf das Gewissen gar nicht einzuwirken, dasselbe ganz und gar sich selbst zu überlassen? Keineswegs! Nur darüber täusche man sich nicht, daß der Wille während des zarten Kindesalters sein lebendiges Gewissen so zu sagen am Lehrer haben muß. Der Religionsunterricht, mit einfachen und leicht verständlichen Geboten und Verboten, hat das Gewissen über die wichtigsten Punkte leidenschaftlicher Willensäußerung aufzuklären, und leistet somit in practischer Beziehung dasselbe was die Mathematik in theoretischer. Auf Unterhandeln, ich meine auf begriffliche und logisch verständliche Auseinandersetzungen der Leidenschaften, hat sich die Schule schlechterdings nicht einzulassen: den Katechismus allein soll sie einprägen, diesen aber nicht als einen äußerlich anzulernenden und darum todten Buchstaben, der nimmermehr das Gewissen ersetzen kann, sondern als die innerste und eigenste Ueberzeugung des Lehrers, von dem ich sagte, er sei das leben-

dige Gewissen des Kindes. Wer den Religionsunterricht in der Schule als einen bloßen Lehrgegenstand, gleich jedem andern Pensum, behandelt, ist ein Miethling, der seinen Lohn dahin hat: warm und unmittelbar muß es aus dem Herzen strömen, damit das Kind bei allen Vorkommnissen, die sein Gemüth erregen, sich durch die Erinnerung an das lebendige Wort, und nicht an den auswendig gelernten Buchstaben, zurecht finde. Aber auch wenn dieser Forderung gewissenhaft nachgekommen wird, so liegt die kaum geringere Gefahr, durch den Religionsunterricht eine nachhaltige Wirkung auf das ganze Leben zu verfehlen, darin, daß die Moralgrundsätze aus ihrem Zusammenhang mit den Feststellungen des positiven Rechts herausgerissen und in Folge dessen die Kinder in völliger Ungewißheit darüber gelassen werden, was Rechtens ist. Man muß einen Blick in die Gerichtspraxis geworfen haben, um sich die Unwissenheit vorstellen zu können, die, ich sage nicht bei gemeinen, sondern bei wirklich gebildeten Leuten in Betreff der einfachsten Rechtsgrundsätze an der Tagesordnung ist. Der kategorische Imperativ des Sittengesetzes allein reicht in der Schule nicht aus, so lange derselbe sich nicht zugleich auf einen Rechtskatechismus erstreckt.

Gelehrte Juristen freilich sollen in der Schule ebenso wenig gebildet werden, als gelehrte Moralisten oder Logiker. Nur darum vermag die Universität, es vermag die belangreichere Hochschule des Lebens im Ganzen so wenig für eine gründliche Anleitung zum Denken und Handeln, weil aus den niedern Bildungsanstalten so viele an Kopf

und Herz verschrobene junge Leute hervorgehen, deren Unglück es war, daß die Lehrer Geist und Gemüth schrauben zu müssen glaubten, um ihnen den „höhern Schliff" der Bildung zu geben. Verbildet sind sie Zeitlebens, aber nicht gebildet. Statt dessen setze der Erzieher seinen ganzen Stolz darein, das junge Gemüth so zu leiten, daß sich davon sagen läßt, was Cäsar an Brutus rühmte: Quicquid vult, id valde vult! Aber damit ist die Sache noch nicht abgethan. Wird der Zögling aus der Schule entlassen, so soll an ihm sich der Folgesatz bewahrheiten:

Quod valde vult, id recte vult.

Druck von J. Blumenthal in Berlin, Adlerstr. 9.

Druck von J. Blumenthal in Berlin, Adlerstraße 9.